

Leben

Es ist ein heißer Sommertag. Die Sonne steht senkrecht am Himmel und brennt erbarmungslos auf die Menschen am Deich nieder. Die meisten dösen mit dem Kopf in irgendeinem Schatten. Es ist Ebbe.

Eine Familie auf Fahrrädern erreicht diesen von der Tourismusinformation als besonders schönen Flecken Natur ausgewiesenen Ort. Sie steigen vom Fahrrad ab und fangen sofort an zu reden, mehr einem Schnattern gleich, und zu lachen. Es sind acht Personen, unter ihnen auch ein junges Paar.

Während noch ein Platz gesucht wird, was immer etwas dauern kann, sondern sich die beiden etwas ab, steigen aus den Kleidern, bis sie im Badezeug dastehen. Sie reden nur wenig, und leise, sehen sich dabei an, wie man sich ansieht, wenn man sich gerne anschaut, und sie berühren sich leicht und häufig. Ein leiser Wind, eine Böe, kommt auf, ihre Haare bewegen sich im Wind, und er nimmt sie an die Hand.

Im Watt stehen große Pfützen, nicht nur warm wie in der Badewanne, nein, fast schon heiß zu nennen. Sie gehen weit hinaus, das Ufer flimmert von der Hitze, und ihre eigene Gestalt erscheint den Zurückgebliebenen wie ein über einer Wasserfläche schwebendes Herz, gleich einer Fata Morgana.

Sie toben und spritzen sich mit Wasser voll, spielen kreischend vor Freude Fangen und stehen dann ganz still voreinander. Sie hören das Kinderlachen vom Ufer, spüren die sengende Sonne. Er legt ihr den nassen Arm auf die Schulter, und sie nimmt sein Gesicht in die Hände.

Der Wind hat sich gelegt. Vom Meer ist bis auf ein leises Plätschern nichts zu hören. Die Wattwürmer verursachen ihr spezielles Geräusch. Es riecht nach Meer, genau wie die beiden. Die Haare sind nass und dreckig. Die Sonne ist so hell, dass es sich anfühlt, als wären die beiden in einer Kugel aus Licht.

Vom Ufer her ruft es Essen! Die beiden lächeln sich noch einmal an, und gehen dann langsam und Hand in Hand, den Matsch des Watts zwischen den Zehen hindurch quetschend, unter dem freudigen Gekreis der Lach- und Silbermöwen zurück zu ihrer gemeinsamen Familie, die sie erwartet.

So oder so ähnlich war meine Motivation, dem Wunsch meiner Freundin Carmen zu folgen. Es hatte irgendeinen Anlass gegeben, ihre Familie zu besuchen. Für mich war es das erste Mal, dass ich ihre Mutter Katharina sah. Der Vater war ein Jahr zuvor verstorben.

Es war ein denkwürdiger Moment. Nach der Art der Grande Dame war sie zeitlebens ihres Mannes unter anderem sozial engagiert. Wenn sie sich vielleicht auch nicht zur geistigen Elite zählte, so doch auf jeden Fall zur gesellschaftlichen.



Was sich mir damals wie ein diffuses, aber doch unangenehmes Gefühl darstellte, brauchte lange, bis es sich mir differenziert offenbarte. Es war ganz einfach, und doch kam ich nicht darauf. Ich war damals noch ganz in die Illusion verstrickt, ich könne eine Extra-Schublade für psychisch Kranke aufmachen, nämlich die, die für

psych. Kranke da wäre, die trotz dessen gesellschaftlich und geistig zählten. Doch das war natürlich Humbug.

Ich repräsentierte die wesentlichen Dinge im Leben von Katharina, nur leider vom falschen Ende her. Ihren ausgeprägten Wunsch nach gesellschaftlicher Beachtung und Stellung gab ich mit der totalen Bedeutungslosigkeit zurück, ebenso das Geistige, lehnt man es an meine Krankheit an. Ihrem sozialen Engagement begegnete ich als Quasi-Pflegefall.

Ich war ihr dementsprechend nicht unbekannt. Ich passte schon in bekannte Kategorien, mit denen sie gut umgehen konnte, aber doch nicht als Familienmitglied!

Da ihre Tochter, Carmen, nicht mehr fünfzehn war, musste sie sich wohl oder übel mit mir befassen.

Ich fühlte, wie gesagt, von Anfang an, dass da irgendwas für sie nicht stimmte, aber gemäß der Grande Dame war sie natürlich auch hervorragend im Manövrieren, so dass es mir kaum möglich war, direkte Indizien ihrer Abneigung aufzuspüren. Man bedenke auch die Zweischneidigkeit dieses Schwertes: Einerseits sozial engagiert, andererseits auf Distanz davon bleiben.

Diese Haltung hat sich auch nie geändert. Es gab zwar mal ein paar Begegnungen, in denen sie meine Kompetenz in Sachen gequälte Seele genutzt hat, aber das ist ja auch kein dauerhafter Grund, jemanden als Familienmitglied anzunehmen.

Anstatt nun aber Carmen gleich zu sagen, nur so aus dem Bauch heraus, mich bei ihrer Familie nie wieder blicken lassen zu wollen, nahm ich mir diese unguten Vorboten zur Herausforderung, bestimmt auch nach Zänkereien über dieses Thema. Mit an Selbstüberschätzung grenzender Arroganz blieb ich also wacker.

Wenig später fand Katharina einen Lebensgefährten, Heinrich, der ihr auch im Geiste nah war. Genau auf die Weise, wie sie Grand Dame war, war er im Geiste überlegen und sicheren gesellschaftlichen Auftretens, wenn auch mit Schnitzern in der Vergangenheit.

Wie man sich leicht vorstellen kann, hatte ich so einer Konfiguration nichts entgegenzusetzen. Dennoch versuchte ich es so gut ich konnte, was aber wirkungslos blieb.

Immer wieder wurde mir aus der Ecke durch die Blume gesagt, was man von mir hält. Ob es nun die Putzfrau sei, die gut zu mir passen würde – ich hatte nichts gegen Putzfrauen, bin sogar mit einer befreundet, aber man kann sich ja denken, wofür das bei den beiden stand – oder das Abtun der Bitte nach dem Segen zur Hochzeit mit einem Ach, das ist doch altmodisch!, der Schrecken, als meine Freundin ihre Schwangerschaft mitteilte, das Hab ich's doch gewusst!, als sie die Notwendigkeit des Schwangerschaftsabbruchs mitteilte, oder auch die Ignoranz gegenüber meinen per E-Mail gesendeten Betrachtungen zur Politik, abgeschmettert mit einem Du hast ja nicht geschrieben, das du eine Antwort willst. Das Gemieden werden von anderen Verwandten. Die empfindliche negative Überbewertung von Schnitzern, die jedem passieren können, als suche man geradezu einen Grund zur Bestätigung des schlechten Denkens von mir, um kein schlechtes Gewissen haben zu müssen. Die versteckten Hinweise, ich wäre nur wegen des materiellen Vorteils mit Carmen zusammen.

Ich hatte nie wirklich dauerhaft Arbeit, o.k.. Ich kämpfte mit einer Krankheit, die es gesellschaftlich in sich hat. Ich fühlte mich oft so unwohl, dass ich keine Liebe mehr empfinden konnte. Ich empfand den Wunsch der Familie,

mich loszusein oft als so groß, einem Krampf gleich, dass ich mir ausmalte, die Eltern würden dazu schon übersinnliche Kräfte mobilisieren. Dazu kam noch der große Bekanntenkreis der beiden, besonders Heinrichs, und der damit verbundenen Macht. Ich hatte Angst, es würden ähnlich schräge Dinge laufen oder ins Laufen gebracht werden, wie damals zu Lehrzeiten, bloß auf einem höheren Niveau. Diesen Befürchtungen gab auch noch der Umstand Nahrung, dass Heinrich offensichtlich vernarrt in Carmen war. Damit kam dann zusätzlich auch noch die Eifersucht Katharinas ins Spiel, wobei die mir eher zugute kam, schluckte sie doch ein paar Kräfte Heinrichs. Nach ein paar Jahren dann nahm die Beziehung Katharinas und Heinrichs dann auch katastrophale Züge an, die ihrerseits dann wieder die Verliebtheit Heinrichs gegenüber meiner Freundin weiter anfachte.

Ich stellte mir vor, in welchem Wahnsinn die beiden lebten, und dass ich schon oft als Sündenbock missbraucht worden bin. Wäre ich nicht da, so dachte ich mir, wäre die Familie in Augen der beiden gesäubert. Ich hatte ja in der Tat einen manischen Schub gehabt, der es dermaßen in sich hatte, dass er den Ruf eines Menschen unter normalen Umständen, das heißt, wenn man nicht an Wunder glaubt, komplett und nachhaltig ruiniert. Mit diesem Ruf hatte ich den dieser (gesellschaftlich orientierten) Familie wirklich besudelt. Eigentlich war ich damals auch raus aus der Situation, Beziehung beendet, Scheidung, aber meine Freundin hatte sich nach mir gesehnt, ich hatte Angst, perspektivlos wie ich war und das nicht ertragen könnend, und so nahmen wir den dritten Anlauf. Und wirklich war unser neuerliches

Treffen dann auch von einer Zärtlichkeit, wie ich sie mir jahrelang erträumt hatte, aber das hielt nicht lange an.

Was ich nicht bedacht hatte, war die Familie. Ich habe auch erst vor kurzem dann auch erst wirklich begriffen, dass man seinen Partner nicht einfach so bekommt. Es ist immer sein Umfeld da, seine Familie u.s.w., blabla. So spießig das auch erscheinen mag, ich sehe schon den selbstgeknüpften Gobelin überm Sofa, doch es ist wahr, unumstößlich. Wäre ich Moslem, hätte sich mir nie eine andere Sichtweise erschlossen. Die Freiheit des verliebten Paares ist eine Illusion. Die Meinung der zum Partner gehörenden Menschen ist wichtig. Ich sage das nur für den, der noch irgendetwas anderes glaubt.

Unter diesem verhaltenen Familienmobbing, dass mir aber gerade des Umstands des Verhaltenseins wegen Angst machte – zeigt es sich nicht quasi wie die Spitze eines Eisbergs – fiel mir dann auch wieder eine nicht besonders pädagogische Bemerkung meines Betreuers in der therapeutischen WG ein: Ich sei ein Austreiber. Was das sei? Nun, das ist jemand, in dessen Gegenwart andere Menschen alles das von sich spüren, was sie an sich nicht mögen, und das lassen die dann raus. Zielscheibe der Ekligkeiten ist dann der Austreiber. Ich weiß wirklich nicht, wo das für mich ein positives Wissen über mich darstellen hatte sollen. Allein, dass der Betreuer in meiner Nähe ein Gefühl hatte, dass ihn an genau das erinnerte, eine Kategorie, eigens für so ätzende Typen wie mich geschaffen, was sollte mir das bringen? Ich werde es jedenfalls nie vergessen. Meine vielen Entscheidungen zu gehen, alle möglichen Gesellschaften zu verlassen, diese nicht mit meiner Gegenwart zu belästigen, sind demnach nicht krank gewesen und damit therapierbar, nein, sie entsprachen demnach genau dem

Wunsch der (sozusagen belästigten) Personen. Wenn dieser Zusammenhang wahr sein sollte, ich habe es noch nicht recherchiert, ist das auch Wasser auf meine Symptommühlen. Hätte ich echt diese Bedeutung, wären die vielen ängstlichen Beziehungsideen und paranoiden Gedanken sogar berechtigt. Denn, auch wenn du keine Paranoia hast, können sie trotzdem hinter dir her sein. Doch ich wollte noch nicht aufgeben.

Dennoch wurde ich langsam richtig müde. Ich nehme an auch zur Freude Heinrichs, der für mich mehr und mehr Mittelpunkt paranoider Wahnvorstellungen wurde. Auch mein Vater hatte sich mir mal insoweit offenbart, als dass er mir wirklich mitteilte, wie ätzend er ihn fand. Ich glaube, das war die erste persönliche Bemerkung meines Vaters, die ich je gehört habe. Ach, hätten wir doch früher öfter mit anderen Leuten zu tun gehabt! Doch unsere Familie blieb meistens für sich. Mein Vater meinte, Heinrich sei ein Mensch, der zwar ununterbrochen reden könnte, aber nie etwas von sich verrät. Damit hatte er auch recht. Hinzu kam aber noch, dass Heinrich ein unglaublicher Taktiker war. Seine Worte hatten immer einen geheimen, nur ihm sich erschließenden Sinn im Sinn. Sollten die Worte nicht einfach nur ein raumfüllendes Geräusch abgeben, so versuchte er, Menschen Persönliches zu entlocken oder ihr Verhalten, ihre Einstellung zu verändern. Alle wussten das, und alle mochten ihn dafür nicht. Seine Redekunst hatte er unter Menschen gelernt, die sein Verhalten nicht durchschauen konnten, oder aber selbst auf dieser rhetorischen Ebene verkehrten. Abgesehen von Katharina, die ihn zu erziehen versuchte wie ein ungezogenes Kind, konnte ihm niemand etwas entgegensetzen, außer mit Ignoranz.

Dennoch, mit der Energie der mit allen Wassern gewaschenen alten Männer, die erstens nichts mehr zu verlieren haben, und zweitens die verbleibenden Jahre noch etwas erleben wollen, folgte er hartnäckig und über Jahre, wenn auch mit Unterbrechungen, seinen Intentionen, je nachdem wie sich die Gelegenheit ergab. Jede Begegnung mit ihm zog für mich ein persönliches Problem nach sich, auch wenn ich mit der Zeit im Umgang damit routinierter wurde – hielt doch Carmen stets zu mir.



Doch auch dieser Umstand hat Tücken. Ist es doch nicht gerade rühmlich für einen Mann, so hinter der Partnerin Schutz zu suchen, oder suchen zu müssen. Jeder eigene Gedanke, auch dieser, kam mir vor, wie von Heinrich erdacht, geplant und umgesetzt. Mit meinen Handicaps hätte ich für ihn eigentlich ein leichtes Spiel sein sollen, aber die stoischen Verhaltensweisen meines Vaters, waren auch ein Teil von mir, und so dauerte dieses Spiel mit Teilsiegen, die sich mir in Form eines Kräftenachlassens Heinrichs darstellten, viele Jahre.

Ich war nun nicht der einzige in der Familie, der sich von Heinrich angegriffen fühlte, aber der Schwächste, und wenn andere Paare sich gemeinsam nach irgendwelchen misslichen Erlebnissen mit Heinrich zurückzogen, so taten ausgerechnet wir, Carmen und ich, dies nicht. Ich, der dringend Distanz gebraucht hätte, konnte es nicht. Carmen hatte Heinrich zum neuen Ersatzvater erwählt – kein Wunder bei der Behandlung, die sie von ihm erfuhr – schließlich war er ja vernarrt in sie, vielleicht auch verliebt, bestimmt sogar. Das ich mich dann von ihrem

regen Kontakt mit ihren Eltern ausschloss, brachte nicht viel. Der Schutz unserer Behausung stand schließlich nur unter dem Willen der Hausherrin, meiner Carmen, die sich nichts verbieten ließ.

So ergab es sich, dass der Reiz, den Heinrich auf meine Nerven ausübte zu einer Gewohnheit wurde, und von der Gewohnheit zu einem Teil von mir wurde, bis ich den Urheber nicht mehr in dieser Eigenschaft wahrnahm, sondern begann, dem Wunsch nach Gnade entsprechend, einen Umgang zu pflegen. Die Tatsache, dass ich alles und jedes in meinem Leben anfang auf ihn zu beziehen, mit ihm in Verbindung zu bringen, war ähnlich selbstverständlich, wie das es bei Regen im Haus nass wird, wenn das Dach fehlt.

Der dauernde Reiz Heinrichs sorgte auch dafür, dass ich viel zu gestresst war, um Carmen lieben zu können, oder die Liebe zu spüren. Gleichzeitig mangelte es mir an Liebe sehr. Schaute ich mir aber einmal die Kontaktanzeigen an, und fand etwas, dachte ich, Heinrich hätte sie mir als Köder inseriert, auf dass mein untreues Verhalten in Form meines Antwortschreibens bewiesen wäre. Ähnliches galt auch für Stellenanzeigen, nach dem Motto: Wenn man ihn schon nicht loswerden kann, soll er sich wenigstens bemühen, ansatzweise eine gute Figur zu machen.

Hinzu kam noch der erstaunliche Zustand, vielleicht auch ähnlich der Zuneigung des Entführten zum Kidnapper, dass ich glaubte, eigentlich habe Heinrich gar nichts gegen mich. Er sieht nur, dass Carmen und ich nicht unbedingt ein Zauberleben führen, und könnte sich vorstellen, dass es andere Möglichkeiten gibt, die eher seinem Verständnis von Ordnung in der Welt entsprächen. Auf der anderen Seite gab es aber die

Intentionen Katharinas, auf geistig-gesellschaftlichen und sozialen Vorstellungen gründend, und natürlich auch die Sorge um den Ruf und das Was-sollen-denn-die-Leute-denken?, so dass Heinrich, ganz schützender Mann, auch das in sein Kalkül mit einbezogen haben könnte.

Genau da lag seine einzige charakterliche Schwäche: Er war im Zusammenleben mit einer Frau, auch seine Vergangenheit bestätigte das, nicht in der Lage, sich gegenüber ihrem Willen abzugrenzen, wobei ich natürlich nichts von der Heftigkeit weiß, mit der Katharina ihre Wünsche vertreten haben könnte – allerdings ist mir ihre Tochter gut bekannt.... Doch ich weiß, es wäre ihm eine persönliche Freude gewesen, hätte er ihr Leben nach ihren Wünschen ordnen können. Das muß man ja auch verstehen.

Auf diesem gedanklichen Gebäude, dass sich auf Wahrnehmungen begründet, welche eher Vermutungen als Tatsachen entsprechen, blieb ich nicht nur im Ungewissen sondern auch wehrlos, da, und da waren Carmen und ich uns einig, man mit den beiden nicht reden könne. Der Wunsch zur Bewusstseinsveränderung konnte eher an uns erfüllt werden, als an den beiden abgebrühten Alten. Die Achtung, der Respekt, den man vor jemandem haben muss, der in einem etwas verändern will, wurde weder mir noch Carmen von den beiden entgegengebracht. Das Angenommensein bezog sich auf Carmen. Für mich blieben nur soziale und Gewissensgründe übrig, sprich, Almosen.

Die Gemeinheiten Katharinas und Heinrichs, waren sie nun echt oder eingebildet, führten nach und nach dazu, dass ich mich mit ihren Augen oder dem, was ich dafür hielt, sah. Ich war das ideale Opfer für subtile Intrigen, vermutete in jeder Äußerung, der ich Zeuge oder

Mitwisser wurde, gegen mich gerichtete Aktionen. Meine Empfindlichkeit bewirkte, dass ich mir die zu meinem Schreckensbild fehlenden Puzzleteilchen selber machte. Meiner Phantasie sind da keine Grenzen gesetzt. Ich hatte ja auch oft viel Zeit. Hatte ich Arbeit, so konnte ich mich Ablenken, und der Druck ließ nach. Doch schwächte mich die (meinetwegen eingebildete) Druckvorstufe H's & K's auch wiederum so, dass für die in meiner Situation notwendigen Kräfte zur Arbeit fehlten, und so kam ich nie in den Genuss des Gefühls der Kontinuität, auch nicht, wenn die Arbeitsstelle mal ein ganzes Jahr lang hielt.

Mehr und mehr wurde mir bewusst, dass ich überhaupt keine Chance hatte. Indem ich mich mit ihren Augen sah und bewertete, nahm mein Selbstwertgefühl mehr und mehr ab. Jeden Tag erlebte ich in x Situationen die Geringschätzung ihrer Meinung von mir, bis ich mir dann einbildete, tatsächlich observiert zu werden. Die Mächte, die dies taten, wechselten, aber ihre Intention, die Wertlosigkeit von mir zu bestätigen und zu beweisen, blieb gleich.

Unter dem Einfluss der gescheiterten Schwangerschaft bekam ich es dann noch mit Schuldgefühlen gegenüber Carmen zu tun, die ihrerseits selber an dem für sie gewaltigen Leid zu zerbrechen drohte. Zehn Jahre, 120 enttäuschende Zyklen, die Nichtbeachtung dessen von Katharina, die ja, wie wir jetzt wussten, eher immer gebangt hat vor der Möglichkeit eines Kindes aus unserer Verbindung – all das ließ uns untergehen und auf den Grund unserer gemeinsamen Träume fallen. Carmen hatte nichts mehr für meine Nöte übrig, mir fehlten die Argumente für ihre, und so ergab es sich, dass ich

meinen Frieden, meine Entspannung, nur noch in aufrichtigen und planvollen Selbstmordgedanken fand.

Carmen war in einem dunklen Nebel, und da ich nicht mehr in der Position war, ihr helfen zu können, empfahl ich ihr, ja drängte sie, sich psychologisch behandeln zu lassen. Ich selbst sah mich einfach nicht mehr als gut genug, noch Aufbauendes, was mir sonst immer einfällt, von mir zu geben. Ich konnte sie nicht versorgen und ihr keine Kinder machen, mochte nicht unter Menschen sein, und damit nicht ansatzweise ihr Bedürfnis nach Gesellschaft, wenn man nicht gleich von gesellschaftlicher Beachtung, Bedeutung und Ansehen sprechen will, befriedigen. Nein, ich war auch noch krank und damit auch für den häuslichen Gebrauch dabei, auszufallen.

Unter diesen Umständen auch noch damit belastet, Carmen nicht mehr die Wärme und Nähe entgegenzubringen, derer sie jetzt so dringend bedurfte, auch wenn ich mir immer noch Mühe gab, ließen meine menschliche Größe ins Nichts schwinden. Meine Not gewann eine Dimension, die vom regelmäßigen Angeschrien-werden durch meine Partnerin, die ja nur noch mit Mühe ihren Arbeitsalltag durchziehen konnte und dementsprechend gestresst war, größer und größer wurde. Aus meiner Not heraus suchte ich immer wieder das Gespräch mit ihr. Ihre Gestresstheit und ihre Frustration darüber, keine und nicht die geringsten Tipps für mich zu wissen endeten dann auch immer mit ihrem Schrei nach Trennung.

Irgendwann war es dann soweit, dass ich tätig wurde, mir eine andere Bleibe zu suchen. Ihre Schreie nach Trennung aber waren nur Ausdruck ihrer Wut und Verzweiflung gegenüber unserer Situation gewesen.

Doch dies unter den Umständen noch ständig zu abstrahieren, dazu fehlte mir irgendwann die Kraft.

Ich war ein Wrack geworden. Ich versuchte, mich nur noch so zu bewegen, wie es mein Geist erlaubte, ohne den kompletten Realitätsverlust zu erleiden, wie ich es vor 16 Jahren erlebt hatte. Ich bewahrte mein Äußeres mühsam, redete nicht mehr und ging nicht raus. Ich saß viele Stunden mal an dem einen, mal an dem anderen Fleck, ständig bemüht, wenigstens das auszuhalten. Carmen fing an, mir aus dem Weg zu gehen. Sie konnte den Anblick nicht ertragen.



Wie sich jeder denken kann, wünscht sich ein Mensch in so einer Situation, geliebt zu werden. Wie sich aber auch jeder denken kann, sind die Chancen, so jemanden zu finden, auch in keiner anderen denkbaren Situation ungünstiger, und so bleiben nur die Träume davon. Und so kann es nur an Wahnsinn grenzen, wenn man es trotzdem versucht.

Glücklicher weise verfüge ich ja über einen reichhaltigen Fundus schlechter Erfahrungen in dieser Hinsicht, so dass mir auch unter einem an Wahnsinn grenzenden Geisteszustand die Aussichtslosigkeit eines solchen Unterfangen klar vor Augen bleibt. Das Ausmaß des Wahnsinns zeigt sich dann auch darin, dass ich trotzdem aktiv wurde.

Die Wohnung, die mir angeboten wurde, lehnte ich ab, denn der Umstand, etwas Sinniges getan zu haben, nämlich eine Wohnung zu suchen, hat mich dann doch auf sehr niedrigen Niveau besser fühlen lassen, so dass der Wohnsitzwechsel sich nicht mehr ganz so dringend

anfühlte. Man muss ja auch bedenken, was es bedeutet, in dem Zustand, in dem ich war, umzuziehen. Hilfen waren von keiner Seite zu erwarten.

Doch da es offenbar nicht vorgesehen war, dass Carmen und ich in eheähnlicher Gemeinschaft friedlich miteinander leben sollten, bedurfte es noch eines weiteren Nachbrenners, um mich entschlossen genug zu machen.

Mein Wunsch, endlich, endlich irgendwo bei irgendwem, der mich wirklich angenommen hätte, meinen Kopf in den Schoß zu legen und in sehnsüchtiger Verschlingung Geborgenheit zu finden, nahm kein Ende. Eines Tages fand ich im routinemäßigen Durchblättern des regelmäßig erscheinenden, kostenlosen Anzeigenblattes, wenn auch von der Untersuchung nach subtilen gegen mich gerichteten Intrigen überschattet, ein Bild meines langjährigen Schwarms Jaña. Jaña vertraute ich. Ich kannte sie zwar kaum, aber es war eben so ähnlich, wie als ich Carmen das erste Mal sah, nur dass Jaña mir immer ein Lächeln aufs Gesicht zauberte. Ich konnte noch so niedergeschlagen und ohne Hoffnung sein, sah ich Jaña, schaute sie mich an, war die Welt auf einmal o.k.. Ich habe so etwas noch nie erlebt. Ihr Blick, es ist ja nun auch egal, ob der echt war oder nicht, gab mir das Gefühl, ich könne alle Anstrengung von mir abfallen lassen, sie würde mich mögen. Ich habe oft gedacht, hätte ich nicht mein Elend mit der Krankheit und dem ganze drum herum bekommen, wir wären uns über den Weg gelaufen und wie füreinander geschaffen gewesen. Aber ich war und bin ja nun mal krank. Und einige Jahre lang habe ich mich bemüht, genau diesen Sachverhalt zu akzeptieren wie ein „Das wäre ihr Preis gewesen!“.

Der Blick Jañas versprach mir, entschuldige die Deutlichkeit des Ausdrucks, ´an ihrem Busen ruhen´ zu können. Mir war auch bewusst, dass das , was ich mir wünschte, einer Frau im gebärfähigen Alter nicht gerade attraktiv erscheinen muss, aber ich musste mich ja vor niemandem rechtfertigen.

In meiner Traumwelt würde Jaña mir niemals Opfer eines überlebenstaktischen Kalküls werden, so wie ich es vor 12 Jahren begonnen habe. Ich wollte mit Jaña niemals manövrieren. Ich könnte es auch gar nicht. Ob sie nun die Frau war, für die ich sie hielt, sei dahingestellt, doch lassen meine Gedanken doch vermuten, so sehr ich sie idealisierte, dass ich sie wie eine Madonna verehrte. Und hätte ich nicht meine Prinzipien, so brächte ich doch an Einstellung alles mit, was auch Vorraussetzung für alle Formen unangenehmer männlicher Belästigung ist. Das wusste ich auch schon damals.

Ich war in großer Not, als ich mir versuchte etwas auszudenken, mit ihr Kontakt aufzunehmen, eingedenk all der üblen Voraussetzungen, die ich hatte. Ich war mir auch sicher, oder setzte es zumindest voraus, dass sie ein paar Details von mir wusste. Ich kannte Menschen, die mit ihr in Kontakt sein konnten, die vieles, auch Unangenehmes, von mir wussten. Doch heimlich schloss ich das Gefühl, auch zu ihr sei ein Funke von mir übergesprungen, in meine Gedanken ein. Es gab reale Gründe, dass dem so hätte sein können, obgleich auch eine andere Interpretation nahe lag, nämlich die, dass ich ihr etwas leid tat. Ich ahnte, dass ihr ihr gesellschaftlicher Ruf sehr wichtig ist, sah ihre Anlagen zur Diva, auch wenn sie sich da noch nicht so ganz sicher war. Ich stellte mir ihr Elternhaus vor, nicht unter dem Blickwinkel einer

Kriegslist sondern vielmehr, um zu ergründen, wie es in ihr aussehen mag, denn dass sie eine Verhaltensauffälligkeit hatte, das wusste ich. Und ich, stark unter dem Helfersyndrom leidend, träumte davon, sie den Klauen ihres Leides zu entreißen, und damit zumindest für sie Ruhepol und Heimat zu werden.

Damit war eigentlich klar, dass ich auf dem besten Weg war, meinen sonstigen, mich immer noch täglich piesackenden Leiden ein weiteres hinzuzufügen: Den Liebeswahn.

Da ich nichts anderes mehr hatte, da außerhalb dieses Traumes nur Grauen war, wollte ich wenigstens eine Entscheidung – damit ich nicht mehr unter der dauernden Qual der einseitigen, unglücklichen und unbefriedigten Liebe leiden musste, und dazu musste ich sie irgendwie fragen, und setzte daraufhin eine mehr oder minder so verschlüsselte Anzeige in besagtes Blatt, dass sie sich angesprochen hätte fühlen können. Mit dieser Aktion begann dann das langsame Verschwinden der ganzen, so romantischen Gefühlswelt, die ich mit ihr in Verbindung gebracht hatte, was ja auch ein Weg ist, mich von den Qualen eines drohenden Liebeswahns zu befreien, wenn schon nichts dabei herauskommen sollte.

Ich bekam natürlich keine Post, aber dank Heinrichs durchforstete ich die Zeitung geschulten Auges und fand dank meines Wunsches auch eine passende Antwort von ihr. Selbst mit dem Wissen um die wahrscheinlichere Variante, es handele sich um eine Einbildung, gaben die gedruckten Worte meiner Sehnsucht Nahrung.

Ich hatte noch eine Adresse, die ich gefunden hatte, und die vielleicht sogar zu ihr passte. So schrieb ich mit zittriger Hand einen kleinen Brief an sie. Es waren viele Ängste, die ich dabei hatte: Ich wünschte mir so sehr

Vergebung, unter einem Kalkül die Beziehung mit Carmen eingegangen zu sein. Ich hatte Angst, deswegen nicht mehr vertrauenswürdig zu sein, hatte Angst mit Hilfe des Umstandes, krank zu sein, ihr Angst zu machen, wenn ich sie in ihrem Zuhause anspräche, ihrer Burg. Ich wünschte mir so sehr, mich ihr zu zeigen, mit meinen Gedanken und Interessen, wollte Stunden mit ihr in Harmonie verbringen, und ich hatte Angst, sie würde darüber reden, wenn sie die Nachricht von mir erhält. Ich stellte mir die Begeisterung ihrer Eltern vor, wenn sie von mir erführen, und ich hatte niemanden, mit dem ich über all das sprechen konnte.

Jeder normale Mensch hätte unter diesen Umständen die Aktion abgebrochen, aber ich hatte ja Zeit, die ich damit verbrachte, unter allen erdenklichen Qualen zu leiden, und so war es mir trotz tagelangen Wartens nicht möglich, von dem Wunsch, Jaña kennen zu lernen, abzurücken. Gedanken, ich könne für gewalttätig und unberechenbar gehalten werden, quälten mich, und immer war es sie, die mich mit der Erinnerung an ihren Blick, ihr Lächeln, rettete. So biss sich die Katze in den Schwanz. Die Wirklichkeit, in die ich meine Sehnsucht bringen wollte, brachte Tücken mit sich, die sie, Auslöser der Tücken, wieder beruhigte. Ein Rad ohne Ende.

Doch noch war ich nicht soweit, dieses Rad zu durchbrechen, und der besagte, mit zittriger Hand in Schönschrift geschriebene Brief, musste der schönen Briefmarke wegen zur Post. Da ich diese aber mehrfach aus fehlgeschlagenen Versuchen wieder ausgeschnitten habe, überklebte sie der Postbeamte einfach.

Mein Verstand begann zu wanken: Die Antwort fand sich problemlos an der vereinbarten Stelle in der Zeitung.

Doch immer nur dem Ruf des Verstandes folgen, und den Wahnwitz des eigenen Sucherfolgs nicht zu beherzigen, macht auch keinen Spaß. Ich sagte mir, „Aller guten Dinge sind drei, dann lass ich dich in Ruh“. Gesagt, getan, auf die imaginäre Antwort geantwortet, und Schluss. Der Charakter der Anzeigenrubrik, die mir die Antworten gab, wandelte sich. Es stand nur noch Unsinn darin. Ich habe nichts mehr von ihr gesehen und gehört, dafür fing ich mir etwas Neues ein: Ich stellte mir vor, meine Aktionen hätten die Runde in der Stadt gemacht. Immer wenn ich mich jetzt mal dort sehen lassen musste, fühlte ich mich schrecklich beobachtet und verfolgt, lächerlich gemacht. Ich war weit über meine Grenzen hinaus gegangen, und genau das war der Grund. Ich habe aus dieser Aktion, die mich manchmal, seltener werdend, immer noch verfolgt, gelernt, was ich handeln kann, und was nicht, und ich bin das Reale an der Versuchung losgeworden, die Jaña für mich darstellte. Jetzt gehört sie zu den vielen Dingen in meinem Leben, die ich aus Angst vor meinen Symptomen vergessen möchte und vergesse.

Doch im Stillen darf ich mir Jañas Anblick zur Beruhigung bewahren. Ich darf ihn nur nicht mit der Wirklichkeit in Verbindung bringen, darf mir aber vorstellen, sie würde eines Tages vor meiner Haustür stehen und mich sehen wollen.

Ich will nicht auf die vielen Verstrickungen eingehen, die meine Paranoia, oder wie mein Arzt sagt, Beziehungsgedanken, mir sonst noch so tagtäglich spätestens von da an servierte. Es gibt noch andere Fälle persönlichen Scheiterns in meiner Vergangenheit, die sich, für mich zwar nachvollziehbar, aber dennoch sehr

stark stressend in Beziehungsgedanken niederschlagen. Leider kann ich mich an diese Dinge immer noch sehr gut erinnern.

Es gibt jedenfalls einen Punkt, da wird es für mich gefährlich, und der liegt dann vor, wenn ich eine zeitlang, vielleicht 15 Minuten, in einer Gedankenwelt aus Beziehungsgedanken lebe, die zwar schrecklich ist, aber sich mir als vollkommen real darstellt. Wenn es so lange dauert, bis ich kapiere, dass ich nur noch Mist zusammendenke, ja vielleicht schon die eine oder andere reale Tätigkeit unter ihrem Einfluss gemacht habe, dann ist der Punkt gekommen, an dem ich etwas ändern muss, und der war gekommen.

Der besagte Nachbrenner, genau genommen war es ja nichts Gefährliches, hatte seinen Zweck erfüllt. Es dauerte noch 10 Tage, und ich wohnte ganz woanders. Die vielen unmissverständlichen, sich logisch aneinanderreihenden kleinen Aktionen des Wohnsitzwechsels wirkten auf mich wie Balsam auf der Seele. Es gab etwas Reales zu tun, das bis auf Carmen alle in meiner Vorstellungswelt begrüßen mussten, und es war etwas, dass auch mir damit eine Chance gab, von den gedanklichen Verstrickungen loszukommen. Carmen meinte zwar, sie hätte es immer gewusst, irgendwann würde die Krankheit siegen, aber mir war das, ehrlich gesagt, egal. Ich bin nicht mehr willens und imstande, ein Leben ohne Rücksichtnahme auf meine Krankheit zu führen. Der 15jährige Kampf, nicht einzusehen, dass meine Krankheit etwas Entgültiges an sich hat, ist damit zuende. Heute lebe ich mit meiner Krankheit, nicht gegen sie.

Wenn man möchte, kann man die Symptome meiner Krankheit zusammen mit meinem Lebensgefühl auch zu

etwas Realerem zusammensetzen. Es muss nicht so sein, dass mich die Krankheit aus dem wirklich mühsam geschaffenen, bürgerlichen Leben gedrängt hat. Es kann genauso gut sein, dass mir dieses bürgerliche Leben sowieso nicht zugesagt hat. Andere, gesunde Menschen, merken das deutlich in einem Gefühl. Mir erschließt sich dieses Gefühl in meinen Beziehungsideen. Dass mir die Familie nicht gefiel, kann doch genauso gut Auslöser meiner Missgefühle gewesen sein, wie der Umstand, dass sie mich nicht in ihr Herz schlossen. Tatsache ist für mich jetzt, nicht nur befreit zu sein von den Beziehungsgedanken bzgl. der Beziehung zu Carmen und dem ganzen drum herum. Tatsache ist auch, dass ich froh bin, nichts mehr mit den Leuten zu tun zu haben, also das gleiche Gefühl, wie ich es hatte, als ich die Mutter Carmens zum ersten Mal sah. Was mir damals als diffuses Gefühl erschien, wäre jemandem Gesunden vielleicht sofort glasklar aufgefallen, und er hätte mit Sicherheit nicht so lange gebraucht, sich zu lösen. Ich musste über 10 Jahre aufmerksam meine Symptome studieren, sie deuten, mich in ihnen verstricken, bis sich kein Ausgang mehr fand, und durfte dann mit Glück doch noch das Ziel erreichen.

Es tut mir leid, es ist mir geradezu peinlich, dass ich wie ein Kind, dass unter Empfindungsstörungen leidet, eben etwas stärkere Erlebnisse brauche, um etwas zu merken, doch immerhin suche ich sie mir, und finde damit letztlich doch einen Zugang zu mir. Ich glaube, genau dieser Umstand macht es mir möglich, trotz meiner Krankheit noch relativ gut zu leben.

Ganz klar, ich war in die Verteidigungshaltung gedrückt worden, und die aus der Defensive entstandenen

Gedanken drückten das auch aus. Doch diese Haltung ist nur oberflächlich. Jeder Mensch bleibt immer ein ganzer Mensch mit all seinen Seiten. Das fiel mir auf, als ich eine veränderte Geisteshaltung an mir bemerkte.

Über die Jahre des Schwärmens für Jaña (und auch andere) hatte ich mir mühsam eine Definition des Begriffs Schönheit angeeignet, auf die ich auch stolz war. Die Intensität meiner Bemühungen bildete ungefähr die Bedeutung des Begriffs für mich persönlich ab. Die Wirkung, die Schönheit auf mich hat, und ich rede hier schon von der weiblichen, ist schon gewaltig, und war mir auch unangenehm, weil ich so vieler Damen nicht habhaft werden konnte.

Zusammengefasst bedeutet die Definition so viel, als dass Schönheit einer Einladung gleichkommt, Interesse oder Neugier weckt, und, wo ich schon einmal dabei war, die Welt im Innersten zusammenhält. Denn gäbe es nicht das z.B. Interesse der Biene an der Blume u. dgl., wäre unsere Welt ein toter Ort.

Ich hatte das seitenlang akribisch erörtert, ähnlich der Art, wie Computerprogrammierer Lara Croft ins Leben gerufen haben. Ich fragte Carmen, ob sie das mal lesen wolle. Sie meinte, ob ich es nicht vorlesen könne, was ich dann tat. Nach anderthalb Seiten bat sie mich dann, aufzuhören, sie verstünde kein Wort. Mir war auch schon aufgefallen, dass ich meine eigenen Worte, flüssig heruntergelesen, nicht verstand.

Angefangen hat das Ganze einmal mit einem endlosen, schwülstigen Gedicht, dass auch nur zur Hälfte zumindest verbal den Eingang zum Gehör fand. Doch den Kerngedanken, oder auch nur eine Erkenntnis, die auf dem Wege gelegen hätte, konnte ich weder ausdrücken, noch finden. Aber das Gefühl, dass da

irgendetwas sei, blieb. Ich werde es also ein drittes Mal versuchen.

Ich nehme vorweg, dass Schönheit definiert werden kann als die Harmonie der Einheit aller Bestandteile einer Gesamtheit.

Zuerst aber fange ich bei dem Punkt an, der mir schwer zu denken gab. Auf einmal fiel mir auf (mein Satz „Pech im Spiel. Kein Geld für die Liebe“ hatte mich empört), dass ich unbewusst das schöne Bild von Schönheit, dass ich mir gemacht hatte, zerstört habe. Grund dafür konnten nur die an Endgültigkeit grenzenden Frustrationen meiner fallengelassenen Beziehung sowie der Schwärmereien sein. Dies schon eingedenk eines Zusammenhanges, dass die Wesenhaftigkeit eines Menschen sich zwar an der Oberfläche verändern kann, aber nur auf Kosten der inneren Beschaffenheit.

Ich fand mich wieder in dem Glauben, Schönheit sei nichts weiter als ein Lockmittel im Fortpflanzungskrieg. Ich hatte das Wesen gebärfähiger Frauen dahingehend seziert, dass sie auch charakterlich eine Einheit bilden mit ihrer Aufgabe, Kinder in die Welt zu setzen. Das Tückischste aber war der Umstand, dass sie das nicht bewusst steuern. Sie sind Sklaven ihrer Hormone, die ihnen diktieren, alle möglichen Schlichen, oder auch Haltungen einzunehmen, nur mit dem Ziel, ihren Kindern die ideale genetische Grundlage zu liefern, und sie mit Hilfe gleichartiger Herkunft hochzupäppeln, sprich, versorgen zu lassen. Die Schönheit der Frau, wie sie den Mann betören kann, ist also nichts weiter als der Brunftzustand, eine Maske eines dem Manne unbekannten und undurchschaubaren Aliens.

Dergleichen könnte man auch für den Mann schreiben, der wie gesagt mit 13, 14, 15 beginnt, sich ungemein stark zu zeigen, aber dann später schweigend oder grunzend mit dem Bier und der Zigarette in der Hand Fußball guckt, und sich dabei wehmütig seiner sportlichen Jugend erinnert.

Doch ich möchte bei der Frau bleiben, die heutzutage von der Werbung und der Wirtschaft so dermaßen nach dem Motto „Sex sells“ in den Vordergrund geschoben wird (wir alle wissen spätestens seit den Merz-Sezial Dragees, dass wahre Schönheit von innen kommt...), dass die wenigen dort vorkommenden Männer immer noch so fremdartig erscheinen, wie es einst Alice Schwarzer zu Beginn der Emanzipationswelle war. Eine lustige kleine Blume, sonst nichts. Und was ist daraus geworden! Ich sage dies im Hinblick auf eine vorstellbare Zukunft der Rolle des Mannes, wie sie schon heute dem Fernsehzuschauer sich an z.B. Tatort-Kommissarinnen manifestiert. Das weibliche Wesen ist weit integerer als das männliche, und somit in einer nicht nur überbevölkerten sondern zudem auch noch elektronisch vernetzten Welt dem männlichen überlegen. Doch ich schweife ab.

Die Empfindung, dass sich hinter der schönen „Fassade“ einer Frau, ein unter gezieltem Kalkül arbeitender Instinkt sein Unwesen treibt, dessen Opfer der Mann ist, ist eine zum einen faszinierende, bestimmt sogar wissenschaftlich belegbare, aber abgrundtief hässliche Interpretation der madonnenhaft verehrten Schönheit unseres Kulturkreises, dass sie nur stehen lassen kann, wem wissenschaftliche Erkenntnis ein Paralleluniversum darstellt, das mit dem Leben nichts zu tun hat und damit ohne Einfluss auf das wirkliche Leben bleibt. Genau so

wenig, wie wiss. Gedanken zu Herkunft und Definition von Sprache einen spürbaren Einfluss auf ihre Faszination ausübt, sind sie auch noch hässlich. Ein Gedanke, Sprache habe sich als Werkzeug entwickelt, Männer müssten auf der Jagd eine diffizile Kommunikation betreiben haben können, um erfolgreich zu sein, deutet nie im Leben darauf hin, zu welcher gewaltiger Einflussnahme die moderne Sprache auf Bewusstsein und Befinden eines Menschen, ja Menschenmassen haben kann. Der Ausdruck der Gedanken Jean-Paul Sartre's hat eine geradezu hysterische Wende in der bewussten Wahrnehmung menschlichen Zusammenlebens bewirkt. Goethes Werke, Heines Dichtungen, drücken menschliche Befindlichkeiten mit einer Kraft und Deutlichkeit aus, dass man nicht den Begriff des rationalen Werkzeugs im Zusammenhang mit Sprache verwenden kann. Ebenso ist es naiv, zu glauben, hinter Schönheit verstecke sich nichts weiter als ein Werkzeug zur Brunft. Die Bestrebungen der Wissenschaft, alles und jedes in einer logisch kausalierten Kohärenz mit Nahrung und Fortpflanzung zu setzen, könnte man dann ebenso für einen unserem Kulturkreis entsprechend symptomhaften Ausdruck halten. Mit einem Rundumschlag alles außerhalb dieses Geistes liegende unter dem Begriff Kunst zusammenzufassen, ist eine derartig grobe Vereinfachung, die nur die Unfähigkeit, Lustlosigkeit oder auch Mutlosigkeit bescheinigt, sich Dingen zu nähern, die sich am Rande oder auch mitten in der Irrationalität befinden. Sprache, und so auch die ihr vorausgehende Gedanken, hat sehr wohl die Fähigkeit, dergleichen zu erfassen, nur erlaubt die Sprache der Wissenschaft nicht den Beweis solcher Auffassungen.

Ein subjektives Gefühl, mögen es auch noch so viele Menschen teilen, bleibt doch logisch nicht vergleichbar, da man keine Daten erheben kann. Allein das Gefühl der Übereinstimmung von Gefühlen ist der Wissenschaft nicht genug. Sie fixiert sich, unfähig für das Problem des Vergleichs von Subjektivität eine Lösung zu finden, in ihrer Auffassung vom Menschen als ein rein geistig-rationales Wesen, und verschließt sich damit mittels der Macht ihrer Erfolge aus Jahrhunderten vor einem Kosmos des Wissens, der (meine Meinung) dem Kosmos unserer deterministischen Wissenschaft genau so weit überlegen ist, wie die Intuition einer rationalen Erörterung.

Könnte man meinen, eine wiss. Erkenntnis, die besagt, ein Indikator für die Schönheit eines Gesichts sei der Grad seiner Symmetrie, weise schon auf eine intensivere Beschäftigung mit dem Begriff hin, so ist es doch einfach nur der Versuch, dem vglw. „BIOS“ des menschlichen bzw. geistig-rationalen Geistes auf die Spur zu kommen

Es gibt ein erschreckendes Beispiel wissenschaftlich determinierter Weltanschauung, das deutlich macht, wie stark auch wissenschaftliche Erkenntnis das Verhalten der Menschen prägt, und in welcher Qualität. So erstaunlich, dass ich fast den Wunsch habe, es mit dem LAPP zu begründen.

Es mag lächerlich klingen. Eine Frau aus ganz einfachen Verhältnissen, deren vierte Tochter ich zu der Zeit in ihrer Freizeit hütete, sagte einmal ganz nebensächlich zu mir, sie würde ihre Kinder etwas härter erziehen. Die Welt sei so hart geworden, und sie möchte doch, dass die sich später durchsetzen könnten. Ich verbarg meinen Schrecken und sagte nicht viel dazu.

Was für Ungeheuerlichkeiten waren die Voraussetzungen, die so ein Denken geschaffen hatten? Sie schien zu glauben, ihre Kinder seien so etwas wie eine Knetmasse, aus der man mit etwas Hingabe eine Handgranate formen könne. Sie war von der praktischen Sorte, und wollte nicht auf den Umstand, den jede Mutter kennt, Rücksicht nehmen, nämlich dass ihr Kind später die Welt mitgestalten wird, und damit auf ihre Weise der „harten Welt“ Vorschub leistet. Sie sah nicht die anderen Kinder, die u.U. unter der Anti-Sozialität ihrer Kinder leiden würden, und mit in den Sog des sog. „hart-seins“ gezogen werden. Sie machte sich keine Gedanken darüber, was wohl aus der tatsächlich formbaren Gestalt ihres Kindes im Kind für Schmerzen und Unausgewogenheiten entstünden.

Will man es hochstilisieren, assoziiert sich ihr Verhalten mit einem historischen Menschenversuch im großen Stil: Der Hitlerjugend.

Welche weitere Assoziation drängt sich auf? Der Sozialdarwinismus. Eine Wortschöpfung, der der ursprüngliche Darwinismus zugrunde liegt, weil die Wandelbarkeit der Gesellschaft innerhalb eines Kulturkreises ähnliche Mechanismen zugrunde liegen, wie die Evolution der Arten. Die Evolution der Arten besagt, dass derjenige sich am besten fortpflanzt, der unter den bestehenden Umständen die besten körperlichen Überlebensmöglichkeiten hat. Der Sozialdarwinismus besagt, dass derjenige, dessen Psyche den Umständen am besten angepasst ist, am erfolgreichsten sein wird.

Was ist nun Erfolg in einer Gesellschaft? Erfolg ist das, was die meisten dafür halten. Mit diesem Zeitgeist stehen und fallen die Werte. Kann ich auch hier in meinem

Kämmerlein sitzen und mir wundervolle Werte stricken, der Erfolg in der Gesellschaft orientiert sich am Zeitgeist. Weiter rational bleibend gibt es bestimmt auch eine unter einer Million, die so drauf ist, wie ich. Will ich aber meine Chancen auf die grundsätzliche Fortpflanzung erhöhen, sollte ich mich am Zeitgeist orientieren. Denn dann finden sich mehr Interessentinnen.

So wird das ja auch gerne in der Praxis gemacht. Für mich gesprochen aber möchte ich sagen, was soll ich mit einer Frau, die jemanden mag, den ich ihr simuliere? Ich selbst möchte doch gemocht werden. Was sollen wir denn mit einer Welt, in der sich die Menschen an Maßstäben messen, die aus dem Tierreich stammen? Ich denke der alte Darwin, hätte er noch Lust dazu gehabt, hätte den Menschen noch sagen können, wie sie seinen Darwinismus in ihrem menschlichen Leben anzusehen haben. Es ist doch wirklich und ganz bestimmt so, dass den Menschen neben Körper und Instinkt noch ein wesentlicher Aspekt auszeichnet, der sich auch nicht mit noch so viel Mühe ignorieren lässt.: Der Geist.

Darwin wird es damals sehr mitgenommen haben, als er quasi als Ketzer verschrien wurde, weil seiner (missverstandenen) These gemäß der Affe unser Verwandter ist. Möglicherweise wurde er so niedergetrampelt, dass, auch wenn er dazu noch Stellung genommen hat oder hätte, so ihn doch niemand mehr hören hätte wollen. Seine Entdeckung entsprach nicht dem Zeitgeist. Doch später wurde er dann umso mehr herangezogen. Das grobe Wissen um die Darwinschen Zusammenhänge saß in den Köpfen fest, und fand erst langsam und dann immer schneller Eingang in das Selbstverständnis vom Menschen, bis wir in der heutigen Zeit angelangt sind, in der sich niemand mehr schämt ein

Affe zu sein. Doch glaube ich nicht, dass Darwin das so gemeint hat.

Ich spreche hier, wie gesagt, nur für mich. Und unter dieser Maxime möchte ich mein Schreiben auch gelesen wissen. Es ist mehr ein gedankliches Selbstportrait, dass nicht den Anspruch hat, einen kausalen oder inhaltlichen Zusammenhang zu haben, auch wenn ich mir Mühe gebe. Ich wünsche es als Erfahrung konsumiert zu wissen, so wie man auch das eigene Leben nur stichpunktartig reflektiert, ohne den Anspruch zu haben, dabei Wahrheit zu finden, sondern schlicht um eigene Probleme in den Griff zu bekommen. Der Geist schaltet sich dann ein, wenn er gebraucht wird. Den *lebendigen Geist* gibt es nur in der Religion, und doch simuliert seine Wandelbarkeit, seine Flexibilität und Beeinflussbarkeit, etwas Lebendiges.

In einer Vorlesung an einer Universität erfuhr ich einmal von der päd. Definition des Menschen. Der Mensch sei Geist. Sofort bäumte sich in mir etwas dagegen auf. Der Mensch sei nur Geist? Alles das, was ich bis dahin für menschlich hielt, saß vielmehr im Herzen. Wieder schrieb ich in akribischer Weise eine Begründung meiner Haltung, und vertrete bis jetzt die Ansicht, der Mensch ist Herz.

Ich sah den Geist quasi nur als Konverter emotional niedergelegter Motive. Jeder kennt aus einer Erörterung, dass es für alles ein Für und Wider gibt. Und meine Vorstellung ist, je nachdem, wohin mein Herz tendiert, gewichte ich die einzelnen Argumente, so dass es sehr schwierig wird, nur anhand des Geistes eine andere Haltung, einen anderen Geist aufzuzwingen.

So und nicht anders habe ich meine Welt wahrgenommen. Die Jahre, in denen ich mich wie der

taubstumme Indianer aus „Einer flog übers Kuckucksnest“ herumgetrieben habe, kannten nur dieses Ergebnis. Zur Überzeugung ist immer ein Argument notwendig, das persönliche Bedürfnisse des zu Überzeugenden anspricht. Dem Zeitgeist entsprechend ist das meist Geld.

Am Modell gesprochen ergibt sich folgende Perspektive: Der kleine Mandelkern (o.ä.) im Gehirn ist die Kontrolleinheit des Gehirns. Er entspricht in meinen Augen dem Sitz der Seele. Er stellt die Farben zu Verfügung, mit denen der Geist ein Bild malt. Im Geist ist Wissen über die gesellschaftliche Strömung und alles, was zur Gegenwart gehört, abgelegt. Das alles führt den Pinsel. Doch die Gewichtung der einzelnen Farben auf der Leinwand wird bestimmt vom Herz, der Seele, dem Mandelkern. Das so entstandene Bild entspricht der Persönlichkeit des Menschen, dem Menschen.

Doch wie man weiß, entstehen beim Betrachten von Bildern, bzw. dem Kontakt mit Menschen, Gefühle. Die durch geistige Formung des eigenen Abbildes entstandene Art des persönlichen Auftretens, was für jeden gilt, wirkt also in und auf jeden Menschen zurück. Damit ergeben sich auch Ereignisse, Erfahrungen, an denen Menschen schwer zu tragen haben. Ich erinnere an den Zeitgeist des Sozialdarwinismus, der Welt und Menschen verändert.

Letzten Endes wirkt diese Bewusstseinsänderung auch zurück auf die Seele, den Mandelkern im Gehirn. Das Bild, die Farbzusammensetzung, ändert sich, und damit auch die Persönlichkeit und die Wirkung auf andere.

Damit ist es unumgänglich, das Verständnis vom Menschen dahingehend zu ändern, als dass es weder der Geist allein, noch das Herz ist. Wahrheit findet sich als

Ergebnis der Betrachtungen nur wieder in der Ansicht, der Mensch ist die Gesamtheit aus Geist und Herz. Der vielbesungene Konflikt zwischen Kopf und Herz ist damit ein scheinbarer, dessen Ursprung im fehlenden Gott- oder Selbstvertrauen liegt. Eine durch Schwäche hervorgerufene Störung der inneren Ausgewogenheit tut sich auf diese Weise kund

Doch was hat das alles mit Schönheit zu tun? Abgesehen von der weiblichen Schönheit gibt es auch noch andere Schönheiten. Der Glanz von Fischhaut, die brausende zerklüftete Felsküste im Sonnenschein, der immer wieder gern genommene Sonnenuntergang, die Formationen eines Vogelschwarms, Blumen, Blumen, Blumen, künstlerische Traumwelten, das Rauschen der Bäume, die Anmut einer Raubkatze, die Unendlichkeit der Wüste, eine Segelyacht in vollem Einsatz, Designermöbel, Traumschlösser, ein Konzert von André Rieu u.dgl.m..

Alles das erscheint den Sinnen nicht als Schönheit, will man es nur Geistig-abstrahiert sehen. Doch ohne jede geistige Abstraktion kann sich das Herz auch nichts zusammenassoziiieren, um der Schönheit habhaft zu werden. Mit anderen Worten: Das vollständige Fallenlassen in rein seelische Befindlichkeit oder auch nur denkend vor dem Anblick stehen, wird nicht die Gänsehaut herbeizaubern, die sich ergibt, wenn man sich schlicht vergisst. Und so ist es dann das Staunen, das diese Selbstvergessenheit herbeiruft. Schönheit macht selbstvergessen. Das ist ihr Kennzeichen. Im Staunen, in der Selbstvergessenheit, lässt der Mensch jegliche (künstliche) Kontrolle fallen, und er ist für diesen Moment ein Ganzes. Für Sekunden werden alle Zwänge

der Gesellschaft, der Familie, oder selbstaufgelegte, vergessen, und die Verspannungen in Seele und Geist lösen sich. In diesem Staunen ist der Mensch ganz Mensch.

Wem es gelingt, z.B. nach einem schönen Urlaub, bleibt so lange wie möglich in diesem Zustand, gebannt von den Eindrücken. Man erhält quasi als Geschenk einen wesentlichen und vor allem wahren Eindruck vom Charakter der Welt, der eine Quelle des Wissens ist.

Doch das geht nur, wenn der Mensch eine harmonische Einheit mit sich als Gesamtwesen bildet. Unsere willentlichen Anstrengungen, sich der Gesellschaft zu adaptieren (oder sogar zu assimilieren) kastrieren die Auffassungsgabe des Geistes soweit, dass ihm das tiefliegende Wissen über seine wahre Identität innerhalb seines Lebensraumes abhanden kommt.

Die Bedeutung von Schönheit geht über sie selbst hinaus. Sie ist nicht nur Werbeplakat, das alles verspricht und nichts hält, sie dient nicht nur der Aufforderung, Erkenntnis zu sammeln, nein. Sie informiert über das weit über unsere Vorstellung hinausgehende Wunder der Schöpfung und, und besonders das, dass wir in ihr willkommen sind. Wir besäßen nicht die Gabe, sie zu erkennen, wenn sie nicht als unser Zuhause gedacht wäre. Und wir könnten nicht Herr über sie sein, wenn wir nicht die Macht hätten, ihr ein Patriarch zu sein. Nur ein sehr böses Kind schlägt seine Eltern für ein Geschenk, dass es in seiner Entwicklung unterstützen soll.

Nur unsere Verspanntheit, unsere innere Disharmonie, macht uns hässlich. Oder platter: Ein Mensch der glücklich und zufrieden ist, ist auch irgendwie schön. Man ist gerne mit ihm zusammen.

Genau diese Verspanntheit war es auch, die die Mutter mit ihren Knetübungen in ihrem Kind, Larissa, hervorgerufen hatte. Larissa zeigte offensichtliche Vernachlässigungsmerkmale, war in der Schule so miserabel, dass man erwog, ihr einen Behindertenstatus zukommen zu lassen, und wenn das schon nicht ging, so sollte sie doch zumindest in die Kinderpsychiatrie. Aber in eine Integrationsklasse, in der Sonder- und normale Schüler zusammen lernen, das sollte es auf keinen Fall sein.

Ständig mit dem Problem der Kinderlosigkeit von Carmen konfrontiert, hatte ich die äußerst flüchtige Bekanntschaft des Kindes zu unserem und ihrem Nutzen verwenden wollen. Carmen und ich fragten dann gemeinsam bei der Mutter nach, ob wir sie Nachmittags (kostenlos) betreuen sollten. Die gab dann zurück, wir könnten sie für einen Cent geschenkt haben.

Larissa hatte erzählt, ihre Familie wolle in einen anderen Stadtteil ziehen, und sie würde das gar nicht begrüßen. Schließlich habe sie hier alle ihre Freunde, und da, wo es jetzt hingehen sollte, gäbe es niemanden. Es sollte also quasi in die Pampa gehen. Larissa freute sich dann auch erst mal sehr, so ihr vordringlichstes Problem gelöst zu wissen.

Sie konnte sehr schlecht reden. Neunjährig, wie sie war, nannte sie Erbsen kleine grüne Kügelchen. Sie wusste auch nichts von Essen. Ihre Kenntnisse, McDonalds betreffend, waren allerdings hervorragend. Sie sprach auch entsprechend wenig und zumeist einsilbig. Erstaunlicherweise aber fiel einem das nur auf, wenn man darauf achtete. Ihr Gesicht war dermaßen belebt, ihre Augen so aussagekräftig, und ihre körperliche Gewandtheit von einer Raffinesse, dass sie der verbalen

Sprache im Alltag kaum bedurfte. Abgesehen davon, dass ich sie nie gezwungen hätte, Deutsch-Vokabeln zu pauken und grammatikalische Übungen als Mittel zur Behebung ihres Problems anzuwenden, fand ich es sehr angenehm und entspannend mit ihr stundenweise zusammen zu leben.

Gesagt, getan kümmerte ich mich also. Anhand vieler Fehlversuche erlernte ich ihren Speisezettel. Essen musste sie ja schließlich irgendwas. Sie war furchtbar mager, wies aber immer gern auf ihre Millimeter-Speckröllchen hin. Ich glaube aber ihre Schlankheit war ihr einziges schlagkräftiges Argument gegenüber ihren drei Schwestern, die alle in der Pubertät waren und entsprechende Sorgen mit ihrem Gewicht hatten.

Da war sie also gut. Ansonsten hatte sie das Nachsehen. Sie hatte im Zimmer der ältesten Schwester eine Schlafcouch. Das war ihr einziges Möbelstück. Sie schlief aber mit ihrer Schwester zusammen in deren Doppelbett. Sie hatte weder Spielzeug noch Kuscheltiere, und an Kleidung wurde gespart. Von ihr aus durften wir ihr aber auch nichts schenken. Es gab ein großes Trara, als wir ihr ein paar Inliner geschenkt haben, oder ein paar Winterstiefel. Das stand dann alles bei uns herum. Es dauerte lange, bis Larissa den Mumm besaß, die Sachen mit nach Hause zu nehmen.

Wenn sie von der Schule kam, was später zunehmend schwieriger wurde, da sie in einem Konflikt war betreffs ihres Zuhauses und dem sich langsam bildenden Zuhauses bei uns, jagten wir meistens erst mal um den Esstisch herum. Leider mussten wir immer aufpassen, leise zu sein, da Carmen nach der Arbeit Ruhe brauchte. Dann gab es irgendeines von den begehrten Einfachstgerichten. Anschließend machten wir ein

bissschen Hausaufgaben. Ich achtete immer darauf, dass sie nicht mehr macht, als sie kann, ohne sich zu quälen. Bewirkt hat das dann, dass sie sich erst richtig quälte. Sie wollte mit allem fertig sein, bevor sie sich draußen mit ihren Freunden traf. Vielleicht war es auch eine Anordnung ihrer Mutter – sie sagte ja nichts.

Ich gewann sie so lieb, dass sie gerne den ganzen Nachmittag bei mir hätte geblieben sein können, und eher selten als manchmal hatte ich das Vergnügen. Sie brachte auch zunehmend Freunde (sie spielte nur mit Jungs) mit rein. Wir hatten ein Zimmer übrig, und das gehörte jetzt ihr. Alles, was irgendwie zum Spielen taugte, stapelte sich dort, angesammelt von ihr.

Mittlerweile hatte sie betreffs des Sprechens immens aufgeholt. So wurden auch verbale Erläuterungen in Bezug aufs Lernen möglich, und sie gewann so auch schulisch an Vorsprung. Wir standen in Kontakt zu ihrer Lehrerin, die zwar immer wieder behauptete, bei der Familie seien Hopfen und Malz verloren, aber sie konnte dennoch nicht eine gewisse Bewunderung bzgl. der Entwicklung des Kindes verhehlen. Darüber freute ich mich natürlich. Schließlich stand die Betreuung unter meiner, soweit es Larissa zuließ, Aufsicht und Handhabe. Abends brachte ich sie dann auch meist nach hause. Dort hatte niemand Lust, oder was es auch immer für Gründe gab, sie abzuholen.

Ich fand Larissa sehr hübsch. Erst hatte ich sie zwar für einen Jungen gehalten, was mir energischen Widerspruch einbrachte, aber über den Blickkontakt entspann sie sich mir dann als ein pfiffiges, dynamisches und lebendiges, kleines Wesen, dessen Wildheit sich bei genauem Hinsehen auf faszinierende Art und Weise in den Augen abbildete.



Die Mutter meinte auch mehrmals, dass sie zuhause auch sehr kuschelig sein könnte, wovon ich aber nur wenig bis gar nichts tatsächlich erlebte.

Es schien, als wäre dieser Wesenszug nicht Teil unserer Abmachung, wodurch auch immer verursacht, aber schließlich war ich ja auch ein Fremder. Die Vertrautheit und Offenheit, die unseren Umgang kennzeichnete, aber ließ schon auf Zuneigung schließen, was mir auch immer wieder von Carmen bestätigt wurde, auch wenn ich es manchmal sehr anzweifelte.

Irgendwann wurde ich dann der Information habhaft, dass der Großvater Larissa in ihrer Vergangenheit nachgestellt habe, was soviel bedeutet, als dass er sexuell an ihr interessiert gewesen war. Seitdem wollte und durfte sie nicht mehr allein mit dem Großvater zusammensein. Aber dennoch eignete sich dieser Umstand von seiten ihrer Familie manchmal gut, um Druck auf das Kind auszuüben.

Irgendwann, sie war vielleicht fast elf, muss es dann wohl passiert sein, dass sie sich in mich verliebt hat. Meinerseits bedachte mich die Mutter manchmal mit der Bemerkung, ich habe mich wohl schwer verliebt. Ich war dann irritiert, doch sie schien das nicht schlimm zu finden. Später dann versuchte mich die Mutter in meinem Verhalten gegenüber Larissa zu beeinflussen, indem sie meinte, ich wolle doch, dass Larissa mich möge, und dann wäre es vielleicht ganz gut, wenn ich auch entsprechend nett wäre. Ich meinte dann immer dazu, es käme weniger darauf an, dass Larissa mich liebe, sondern vielmehr darauf, dass ich genug für sie empfinde, um

mein Verhalten so zu gestalten, dass es ein Gewinn für Larissa darstelle und ich die damit verbundenen Schwierigkeiten mit ihr ertrage, ohne sie fallen zu lassen. Das war für die Mutter natürlich unlogisch. Vielleicht hat sie mir auch nicht die ganze Wahrheit gesagt, und Larissa verarbeitete u.U. gerade das Kindheitstrauma mit dem Großvater.

Ich hatte sie wirklich sehr lieb. Ihr dies mitzuteilen, ging nur über die Augen. Das waren ja quasi ihre Kommunikationsorgane, und dementsprechend differenziert nahm sie auch alles dort angebrachte auf. Es entzückte sie maßlos, wenn ich ihr mein Gefühl so mitteilte. Doch auf der anderen Seite öffnete das auch ein Tor zu ihren Verletzungen. Vielleicht lagen da auch die Ursachen ihres schulischen Versagens und ihres Entwicklungsrückstandes. Dennoch war sie aber unter den Kindern auf der Straße sehr beliebt, wenn auch weniger bei den dazugehörigen Eltern.

Nachbarn von uns meinten mal, bevor Larissa zu Carmen und mir kam, hätten sie das Kind schon leiden sehen, aber was solle man da denn machen. Hätte ich doch genauso gedacht. Mir wäre manches erspart geblieben, aber ich Weltverbesserer, wollte es mal wieder besser wissen und musste im Rachen des Drachen Zahnarzt spielen.

Ich wünschte mir manchmal so sehr, ein bisschen mit ihr zu knuddeln oder auf dem Sofa zusammengekuschelt einen Zeichentrickfilm zu sehen. Ich hatte sowieso eine Vorliebe für Kinderfilme entwickelt. Sie verriet nicht, wie es ihr damit ging, aber ich weiß, dass sie auch schon mal ruhig etwas wartete, damit ich ihr hingebungsvoll die Inliner anzog. Gegenüber irgendwelchen Berührungen, die sich aus dem Toben ergaben, war auch nichts

einzuwenden. Aber alles, was einer offenen Zuwendung entsprach war ihr peinlich. 'Peinlich' wurde sowieso eine zeitlang ein geflügeltes Wort. Irgendwann dann war es für sie auch einfacher, mit Carmen zusammenzusein, so dass sie nur zu mir kam, wenn es darum ging, deren Konflikte zu glätten.

Carmen und ich sprachen eine zeitlang viel über unser Dreierverhältnis, dass doch schon dem einer Familie glich. Carmen wusste von allem, was Larissa mir bedeutete, und sie nannte meine Gefühle väterlich.

Ich bin kein Vater, daher weiß ich nichts davon. Aus meinen Fähigkeiten als taubstummer Indianer aber ist mir schon das eine oder andere Vater/Tochter Verhältnis aufgefallen, dass für die Tochter negative Folgen hatte. Genau genommen kenne ich eigentlich kaum Frauen, die nicht in irgendeiner Weise unter dem Verhältnis oder damit im Zusammenhang stehendem gelitten haben oder eine Verletzung davon getragen haben.

Meist war die Entstehung dieser Verletzung eher von systemischer Natur. Der mit der Tochter friedlich auf dem Sofa zusammengekuschelte Vater wird von der Mutter gestört. Er bekommt ein Gefühl des Erwischtseins, einem Schrecken gleich. Die Mutter ihrerseits, möglicherweise seit Jahren nicht mehr so ganz begehrt, reagiert eifersüchtig. Die Tochter aber, der Lage überhaupt nicht Herr, sieht sich an empfindsamster Stelle getroffen, bezieht aber die Disharmonie zwischen ihren Eltern auf sich und fühlt sich schuldig.

Nun könnte man meinen, nur Eltern, die sich einander wirklich nahe stehen, dürfen auch zu ihren Kindern zärtlich (im besten Sinne des Wortes) sein. Schließlich käme es dann nicht zu der eifersüchtigen Reaktion der

Mutter. Tatsächlich aber gestaltet es sich meistens gerade andersherum. Die Mutter, die sich verlassen und gedemütigt fühlt, ob nun vom eigenen Mann oder wem auch immer, sucht Trost bei ihrem Kind, das gerne der Sohn sein darf. Dieser, von den empathisch wahrgenommenen Wünschen seiner Mutter völlig überfordert, beginnt, ängstlich zu werden und Konzentrationsstörungen zu zeitigen. Die Peinlichkeitsgefühle treten dann beim Jungen genauso auf, wie beim Mädchen. Man darf alle beide dann nicht mehr umarmen oder küssen. Man denke an die Küsse der Oma. Diese Reaktionen drücken das Gefühl des Erdrücktseins durch die mütter- oder väterliche Liebe aus oder aber auch die emotionale Einengung durch die Verantwortung über das elterliche Wohlbefinden.

Auch in der Arbeit (ich hatte gerade welche bekommen, eine recht glückliche sogar) erzählte ich von Larissa, auf die ich mich immerzu freute. Ein recht rüder Kamerad, im inneren aber ein feiner Kerl, meinte daraufhin, die jungen Mädchen seien ja heute schon total versaut. Die hätten schon mit zwölf Sex und kennen da auch kein Pardon.

Diese Äußerung erschienen mir erst wie eine Antwort auf den Eindruck, den meine Erzählungen bei ihm gemacht hatten, aber er erzählte mir dann, dass er im Alter von 35 zwei Jahre auf eine Vierzehnjährige gewartet habe, damit sie endlich sechzehn wäre, und der Staat nicht mehr die Hand über sie halte, wie er sich ausdrückte. Sie wäre für ihn die wunderbarste Frau gewesen, die er sich nur hätte wünschen können, und seit sie ihn verlassen hätte, interessieren ihn Frauen sowieso nicht mehr – jene könne ihm doch nie ersetzt werden. Ich dachte so im Stillen bei mir, dass er sie wohl immer noch liebe, aber leiseste

Anspielungen daraufhin wurden mit geräuschvoller Abwehr quittiert.

Doch wie es schien war das der Auftakt für die Art und Weise, wie meine Tätigkeit als Larissas Ersatzpapi auf einfachere Menschen oder überhaupt Menschen gesehen werden konnte. Ich war ein fremder Mann im Vateralter für Larissa, der sich, völlig unüblich für Männer, als Tagesmutter betätigte. Die Vermutung von Frauen, unter Berücksichtigung dessen, was sie sexuell von Männern halten, lag also nahe, dass ich daraus einen dem üblichen von Frauen als gegeben hingenommenen Bild vom Manne entsprechend einen persönlichen Vorteil ziehen wollte. Sprich, ich glaubte, verdächtigt zu werden, mit Larissa ein mehr oder minder stark ausgeprägtes Liebesverhältnis zu führen.

Vorkommnisse der Art, dass Larissa und ich auf dem Ehebett lagen und fernsahen, konnte ich dementsprechend auch nicht mehr wirklich genießen. Ich musste dann immer daran denken, was andere dächten, wenn sie davon erzählen würde, unbedarft wie sie war. Verboten aber hätte ich es ihr nie. Sie war schon von zuhause gegenüber uns mit genügend Heimlichkeiten versorgt, und sie mochte keine Geheimnisse.

Larissa schlief jetzt öfter bei uns, und wollte dann auch noch nach Tagen nicht wieder zurück, nach hause, zu ihrer Familie. Wir nahmen sie mit in den Urlaub, was sie dazu befähigte an der Klassenfahrt teilzunehmen, vor der sie solche Angst hatte. Sie hat während des Urlaubs eine Haltung gefunden, die mit ihren Ängsten vereinbar ist.

Andersherum genau das Gleiche. War sie erst mal fort, mochte sie vor ihrer Familie ihren Wunsch, zu uns zu kommen nicht mehr ausdrücken. Es endete dann damit,

dass sie die einzig richtige Entscheidung traf, nämlich die, im wesentlichen Teil ihrer Familie zu werden. Später, wenn wir sie noch mal wiedersahen, war sie wieder unverkennbar deren Mitglied. Bloß mit dem Unterschied, dass sie dort jetzt als ein vollwertiges akzeptiert war. Ich hatte mir immer gewünscht, sie möge ruhig uns als Druckmittel verwenden, frei nach dem Motto, wenn ihr mich nicht wollt, gehe ich zu Martin und Carmen und erzähle alles. Durch das Wissen über Larissas Lebensumstände waren wir zusätzlich zu Larissas emotionaler Bindung an uns zur Bedrohung für die Familie geworden. Wir kannten ihre Lehrerin und hatten einen unverbrämten Draht zum Jugendamt. Larissa wusste, ich würde nichts unversucht lassen, sie zu schützen, wo ich nur konnte. Eine Sicherheit, die ihr, bis sie zu uns kam, gefehlt hat. Das Urvertrauen war damit wieder hergestellt. Sie kam weder in die Jugendpsychiatrie, noch bekam sie den Behindertenstatus. Leider kam sie nicht in die Integrationsklasse. Sie ist jetzt eine schlechte Hauptschülerin, aber das stört sie nicht. Ich glaube, es geht ihr recht gut, d.h. so wie ihren Schwestern.

Noch lange quälte mich die (eingebildete) Verdächtigung eines Liebesverhältnisses mit Larissa. Ich bekam nie einen Hinweis, dass es so etwas überhaupt gab, bis vielleicht darauf, dass ich mich von einem Nachbar von seiner anderthalbjährigen Tochter ferngehalten fühlte. Er war es auch, von dem ich den Eindruck hatte, dass er recht froh wäre, wenn ich wegzöge. Ich mochte dann auch wirklich nicht mehr auf die Straße gehen und ich will gar nicht wissen, auf welchen Inhalt meines

Unterbewusstsein das alles hindeutet. Schließlich lässt sich ja zumindest ein schlechtes Gewissen vermuten.

Tatsache war, dass ich aus diesen Zusammenhängen wieder endlose Tiraden von Beziehungsgedanken erleiden musste. Nicht nur mein Ego, auch mein männliches Ego hat unter den (eingebildeten) Verdächtigungen extrem gelitten. Ich fühlte mich verlassen, verraten und erniedrigt für eine Zeit voller Hingabe an das Wohlbefinden eines Kindes, das nicht mein eigenes war, und mit dem ich dementsprechend wie unter einer Glasglocke oder wie in einer Kristallkugel herumhantierte. Die Mutter tratschte für ihr Leben gern. Ihr kleiner Kiosk war Umschlagplatz für alle ungewöhnlichen Ereignisse, Tatsachen und Berichte der Stadt. Geschichten aus meiner Zeit mit Larissa, und deren Wiedergabe durch sie selbst, konnten spielend im Stille-Post-Verfahren phantasievoll ausgeschmückt werden und in Umlauf gebracht werden. Mögliche Wut und Angst im Zusammenhang mit Carmen und mir konnte über die Mutter als Sprachrohr benutzt werden, eigene Verfehlungen mit mir Angedichteten ins Verhältnis zu setzen und bis zur Unkenntlichkeit zu relativieren.

Wir hatten nichts mit dem Dunstkreis dieser Familie zu tun, bis vielleicht auf die übernächsten Nachbarn, die vom Milieu her zu Larissas Familie passte und auch manchmal Kontakt hatte, wie wir wussten.

Es wurde für mich mehr und mehr unmöglich, eine Fassade aufrecht zu erhalten. Ich hatte zu meinem Unglück auch wieder mal die Arbeit verloren, und saß nun quasi wehrlos (mein altes Problem) zu Hause herum. Ich konnte es zwar rational, aber nicht emotional einordnen, wieso ich nichts mehr von Larissa hörte.

Carmen durfte ihren Namen nicht mehr aussprechen. Es tat mir zu weh.

Mit meiner Rumhängerei, bildete ich mir ein, bringe ich noch mehr Stoff in die schreckliche Geschichte. Man muss es sich vorstellen: Ein Mann, möglicherweise bekannt für seine Krankheit, mit allerlei bunten Verfehlungen in der Vergangenheit, ausgehalten von seiner Frau, die in gesellschaftlicher Position recht weit oben steht, ohne Arbeit, aber mit einem langen, bewegten Ausbildungsweg, überqualifiziert, intelligent und doch voller Unsicherheiten, mürrisch und wortkarg erscheinend, und der sich in Unterhaltungen schon mal als Querkopf gezeigt hat, sitzt ohne sichtbare Beschäftigung herum, beteiligt sich kaum an Dingen des alltäglichen Lebens, strahlt unter der Gesellschaft eines Kindes, dazu noch eines kleinen, dem geschulten Auge auch hübsch erscheinenden Mädchens, ein Glück und eine Zufriedenheit aus, als lebte er im Land, in dem Milch und Honig fließt. Carmen meinte mal zu mir, so, wie sie mich mit Larissa zusammen sieht, habe sie mich immer gesehen, nur dass sie es nie erleben durfte, und sie sei froh, einerseits die Bestätigung für ihr Empfinden bekommen zu haben, und andererseits, mich endlich mal richtig glücklich gesehen zu habe.

Abgesehen von dem immens schlechten Eindruck, den das auf die Leute gemacht haben muss, stellte es dementsprechend auch einen immensen Schmerz für mich dar, dass Larissa jetzt weg war. Meine Ängste aber hinderten mich daran, ihn mit jemandem teilen zu können. Das einzige, was ich tun konnte um die Lage zu entspannen, war, eine Arbeit zu finden. Doch das war das Schlechteste für mich.

Ich bin nie auch nur ansatzweise auf den Gedanken gekommen, hinter Larissa herzuspionieren oder gar mit Gewalt die körperliche Nähe zu erzwingen, die ich mir wünschte, und doch war es unglaublich erniedrigend, diesen Wunsch zu haben vor dem Hintergrund, dass sie nicht meine Tochter ist, und besonders, dass ich mich in den Augen der Leute des Verdachtes würdig gezeigt hatte, sie zumindest zu begehren. Der Lächerlichkeit und der Entwürdigung war also keine Grenze gesetzt. Es drang, wie gesagt, nichts zu mir durch, aber seitdem mache ich sicherheitshalber um kleine Mädchen einen Bogen, auch wenn schon seit ich 20 bin eine hohe gegenseitige Affinität zwischen ihnen und mir herrscht. Ich war immer der liebe Onkel, Cousin oder einfach ein netter Mann für sie, mit dem man gut lachen und Spaß haben konnte, dem man zuhörte und zu dem besagte kleine Mädchen einen Draht hatten. Vielleicht liegt das an der kleinen Freundin, die ich hatte, als ich so acht war. Schließlich wird sie mir auch damals schon unbewusst wie meine kleine Rettung vorgekommen sein. Dementsprechend finden sich bei mir auch keinerlei Aggressionen ihnen gegenüber. Es machte mich nur einfach immer froh und glücklich, mit ihnen zusammenzusein, aber das war ja jetzt vorbei. Meinen Gefühlen wurde wildes Verlangen zugrundegelegt, vermutlich verursacht durch die gesellschaftlich unausgewogene Beziehung zu Carmen. All das kann ich nicht gutheißen, aber wen interessiert das schon. Wer sich des Verdachtes würdig erweist kann nur anhand seiner eigenen Lobby verteidigt werden, und die hatte ich nicht. Ich hatte auch kein Interesse, mir eine solche zu suchen. Ich fühlte mich missverstanden, schlecht behandelt und außerhalb von Gottes Gerechtigkeit

stehend. Ich hatte definitiv Gutes tun wollen, habe Zeit, die ich für mich hätte nutzen sollen, einem Kind geschenkt und hatte nichts davon bereut. Aber nicht nur, dass jede Beachtung ausblieb außer Larissas offensichtlicher Wandelung – ich erntete stattdessen nur Misstrauen, Hohn und Spott.

Der Umstand, keinerlei Bestätigung für meine Vermutungen, wie über mich geredet würde, zu bekommen, machte mir in Anbetracht Larissas Verlustes nichts aus, um diese Vermutungen für wahr zu halten. Ich war verletzt und geschwächt. Da fehlen einfach die Widerstandskräfte.

Trotz all der Nebenschauplätze, die diese Geschichte zu bieten hätte, will ich sie einmal auf die Vater/ Tochter-Beziehung reduzieren, eine wichtige Aussage daraus herleiten, und mich selber als schlechtes Beispiel dafür nehmen:

Ich sagte bereits, dass es Eltern gibt, die in ihren Kindern Trost für die Unbilden ihres eigenen Lebens suchen. Das muss sich nicht in sexueller Belästigung kundtun. Das kann auch schlicht eine lange, intime Kuschelstunde sein. Dabei ist es weniger der Vater, der dies tut, sondern viel eher die Mutter. Der Vater kommt oft erst dazu, wenn die Kinder in die Pubertät kommen. Dem Sohn kann dann die Männerwelt gezeigt werden, und der Tochter kann vermittelt werden, was für eine schöne Frau sie einmal wird/ ist. Gegen all das ist im Grunde nichts zu sagen. Im Gegenteil: Ich denke, dass Kinder, die nicht von ihren Eltern aus persönlicher Motiven heraus an deren Leben beteiligt werden, viel eher einem Kaspar Hauser ähnlich werden, als andersherum. Der enge Kontakt zu den Eltern vermittelt das Gefühl der Akzeptanz und der

positiven Annahme. Gerade in der Pubertät ist das wichtig, hebt es doch den Nachwuchs zeitweise auf die Ebene der Eltern und erleichtert ihnen damit den Eintritt in die Welt der Erwachsenen, was ja eine Aufgabe dieser Entwicklungsphase ist.

Doch natürlich birgt so etwas auch Risiken. Unter einem bestimmten Leidensdruck stehend laufen auch Eltern Gefahr, den schmalen Grad, der das pubertierende Kind von der Erwachsenenwelt trennt, zu überschreiten. Doch normalerweise besteht ein dicker Puffer zwischen Eltern und Kindern, was das angeht. Die Eltern sind sich immer des Umstandes bewusst, dass sie schon viele Dinge in ihrem Leben erlebt haben, die geschahen, bevor die Kinder auf die Welt kamen. Sie sind Zeuge jedes kleinen Schrittes, den ihr Kind auf dem Weg ins Leben gemacht hat. Sie sind stolz und voller Hoffnung bzgl. der Großartigkeit ihres Kindes. Sie sind ständig besorgt, alles richtig zu machen, und sie Leiden jede noch so kleine Träne ihres Kindes doppelt mit.

Doch auch Eltern verstehen sich nicht immer untereinander. Sei es beruflicher oder privater Stress, selbstgemachte Sorgen, wie die der Konsumansprüche, Verletzungen im bekanntschaftlichen oder kollegialen Umfeld, das Gefühl, unterprivilegiert zu sein, oder schlicht und vor allem eigene Defizite und Verletzungen aus der eigenen Kinderzeit oder Jugend, genannt Erblasten.

Das Thema, das zur Zeit die größte Sorge beinhaltet, ist das des sexuellen Missbrauchs oder der Verwahrlosung. Bzgl. der Verwahrlosung kann man sich getrost selbst beurteilen. Das macht dann nur noch wenig Stress. In Bezug auf den sexuellen Missbrauch der Kinder aber ist das Kind den Umständen der Umwelt ausgesetzt, die wir

nicht kontrollieren können, und auf die wir auch nur begrenzt Einfluss haben. Deswegen ist es unheimlich wichtig für die Eltern, zumindest darüber Bescheid zu wissen – seien es nun die Gefahren oder aber auch die Zusammenhänge.

Die Gefahren werden von den Medien mit wachsender Begeisterung ausgeschüttet. Das Interesse der Allgemeinheit verspricht hiermit immer gute bis sehr gute Quoten bzw. Auflagenstärke. Doch ähnlich wie in der Definition vom Menschen wirkt diese Information nicht nur von der Nachfrageseite her. Sie wirkt auch wieder auf die einzelnen konkreten Eltern zurück, die zwar beruhigt sind, etwas zu erfahren, aber denen das auch gleichzeitig wieder Angst einjagt. Gar nicht zu sprechen von dem allseits vermuteten Zusammenhang, dass die Informationen auch Phantasien wecken können, und damit mglw. jmd. zum Handeln antreiben, der sonst gar nicht gehandelt hätte. Und wie vorausgesehen sind gerade charakterlich ungefestigte Kinder Opfer dieser Phantasien – aber nicht auf der Opfer-, sondern auf der Täterseite. Die Gewalttätigkeit sexueller Art unter Kindern und Jugendlichen ist analog zur Bewusstseinsveränderung bzgl. dieses Themas in den Köpfen der Eltern, sprich ihren Ängsten, angewachsen.

Was wir uns vor 20, 30 Jahren noch an Schimpfwörtern um die Ohren geschlagen haben, setzen Kinder heute in die Tat um. Schon komisch.

Wie mag es erst in 20, 30 Jahren aussehen, wenn diese Kinder groß sind und ohne Hemmschwelle ihren Gewaltphantasien Luft machen und ihnen vielleicht sogar einen Raum schaffen, ein Forum? Schon heute gibt es öffentliche Fetisch-Parties, auf denen es, schlicht und einfach gesagt, keine Schamgrenze mehr gibt, und

niemand fragt danach, ob dort nur Menschen sind, die das auch psychisch vertragen.

Ich bin, weiß Gott, nicht von der Sitte, aber es besteht die Gefahr, dass die Nutzung dieser und ähnlicher Angebote Menschen betrifft, die dann, platt gesagt, glauben, dass es überall so oder zumindest so ähnlich sei. Die Gefahr, dass bspw. (keinen Schreck kriegen!) auch Eltern von Kindern im pubertierenden Alter Nutzer solcher Angebote sind, ist nicht nur nicht auszuschließen, sondern geradezu selbstverständlich, denn alle haben Kinder. Diese lustfördernden Maßnahmen sind aber unterm Strich nichts weiter als Mittel und Wege, an das Geld anderer Leute zu kommen. Der Spruch „Sex sells“ wird hier denn auch wörtlich genommen pervertiert.

Dieses recht deutliche Bild zeichnet eine moralische Verwahrlosung der Gesellschaft, des Durchschnittsmenschen, der es eigentlich gar nicht bedurft hätte, um von einem Begehren zu sprechen, dass sich auf Jugendliche oder auch Kinder bezieht. Doch die psychologische Variante ist vom individuellen Einzelfall abhängig und kann nicht generalisiert werden. Grundlage der Pädophilie, um die es hier ja geht, bleibt das ungehinderte sexuelle Begehren, dem kein Ehrenkodex, kein Verhaltenskodex, keine religiöse Bindung und keine gesellschaftliche Norm Einhalt gebietet. Man könnte meinen, solche Täter wären Außenseiter, verwirrt und einsam herumirrende Psychopathen, doch dem ist nicht so. Mir persönlich ist der Fall eines Mädchens, einer jungen Frau, bekannt, die von ihrem fünften bis zu ihrem sechzehnten Lebensjahr unter den Augen der Mutter von ihrem Vater und dessen Zechkumpanen regelmäßig vergewaltigt worden ist. Sie war der dauernde Partyspaß ihres gesamten erwachsenen Umfeldes. Sie hat das dann

irgendwann Außenstehenden gesagt, und dann hat sich der Vater umgebracht. Leider brachte ihr das dann auch wieder Schuldkomplexe bei. Es ist unglaublich. Ich mochte diese junge Frau sehr, und als ich sie einmal küsste, was für mich ganz herrlich war, fragte ich sie auch, denn sie reagierte so gar nicht, wie es denn für sie war. Sie meinte, sie wüsste es nicht. Sie hätte nichts gespürt. Später einmal saß ich mit ihr auf einem Sofa, und es war für mich wirklich schwer, so zu tun, als würde ich für sie nichts empfinden, und legte den Arm um sie. Ich spürte, wie sie sich gegen ihr Inneres sträubte, kämpfte, doch es war klar, sie konnte es nicht ertragen. Für mich war das ganz furchtbar, denn sie war seit ganz langer Zeit die erste Frau, für die ich wirklich tief empfand, und die mich bei sich duldete. Lange Jahre noch dachte ich immer, wenn ich einsam war an Salina, wie hübsch sie war, und wie zerstört ihre Psyche war.



Alle naslang holte man sie von der großen Brücke, von der sie springen wollte, ihre Arme waren ein Narbenfeld ihrer Zerstörungswut, ihres qualvollen Versuchs, den Schmerz ihrer psychischen Verletzungen zu vergessen, doch ihre Augen waren von einer Schönheit, die den Sternen glich.

Ich dachte vor kurzem erst an Salina, und ich habe mich gefragt, was ich ihr wünschen soll: Das sie noch lebt, oder dass sie die Erlösung von ihrem qualvollen Dasein gefunden hat.



Es sind gerade diese Fälle, die nicht zum Ziel öffentlicher Meinung gemacht werden. Gesellschaftlich mehr oder minder integere Menschen haben Freunde, eine Lobby, die sie schützen, die die empfindliche Wahrheit von dem allein dastehenden Kind zu einem Märchen konterkarieren und vor Polizei und Richtern die „sowieso hysterischen“ Charakterzüge ihrer Zöglinge in den Vordergrund schieben.

So gesehen erhält das Märchen von „Rotkäppchen und der Wolf“ oder auch „Der Wolf und die sieben Geißlein“ eine ganz andere Bedeutung und deutet vielmehr auf zwei Fakten hin: Erstens gibt es den Kindesmissbrauch schon lange (alter Hut), und zweitens macht es deutlich, dass es die Machtverhältnisse sind, die über die Sühne einer Tat entscheiden, denn sonst bräuchte es nicht eines Märchens um ihrer Erinnerung um das Leid der Kinder zu ehren.

So wird deutlich, dass auch das Image des psychisch Kranken nur dadurch so immens geschädigt werden kann, weil dieser gesellschaftlich wehrlos sind. Integere Menschen verhindern die Bekanntgabe ihrer eigenen Schandtaten. Gemäß des Anteils psychisch Kranker unter der Allgemeinheit liegt damit die Dunkelziffer des Kindesmissbrauchs in einer Größenordnung, dass man schon fast von einer Norm sprechen müsste. Im Grunde bin ich froh, dass nicht alles ans Tageslicht kommt, denn, wer weiß, zum Schluss käme man u.U. nicht einmal mehr umhin, diese Vergehen gegen den Menschen wie ein Kavaliersdelikt, ich sage mal Geschwindigkeitsüberschreitung, zu behandeln.

Wie würden unter der Bewusstheit der katastrophalen Wahrheit junge Mütter auf ihren Mann schauen? Welche Ungeheuerlichkeiten noch zusätzlich zu dem eh schon

angeschlagenen Image des Mannes müsste er sich noch gefallen lassen, damit assoziiert zu werden? Würde je herauskommen, welche Fehler auch Mütter im Umgang mit ihren kleinen Kindern machen, die sich nun wirklich noch nicht wehren könne, geschweige denn überhaupt realisieren, was gerade mit ihnen geschieht?

Doch halt, halt, man schaue sich um und stelle fest, so im Eimer sind wir doch gar nicht. Kann es also sein, dass Kinder vielleicht auch eine ungeheure Zähigkeit an den Tag legen, einen ungeheuren Lebenswillen, eine psychische Widerstandsfähigkeit haben, die ihresgleichen sucht, und nicht nur die Kinder, sondern Menschen im Allgemeinen, eine Kraft zur Selbstgenesung haben, ähnlich der, dass es schon Menschen gegeben hat, deren gebrochenes Bein ohne ärztliche Hilfe irgendwie wieder zusammen wuchs? Gibt es nicht Krankheiten, die wir noch gar nicht kennen, und die wir überleben, ohne uns dessen bewusst zu sein?

Die Medizin ist sich dessen immer mehr bewusst, und nicht nur bei Krankheiten, die man wirklich nicht heilen kann, z.B. viele psychische Krankheiten, wird davon Gebrauch gemacht. Gerissenes Sehnen werden sich selbst überlassen, natürlich unter Stilllegung der Bewegungsfähigkeit. Die Medizin hilft in den meisten Fällen einfach nur bei der Selbstgenesung. Damit will ich sie nicht herunterstilisieren. Im Gegenteil, es zeugt von der Verantwortlichkeit der Ärzte gegenüber dem Menschen. Immer nur Schneiden, Schnippeln und Einpflanzen würde bedeuten, den Menschen wie ein technisches Aggregat zu betrachten. Die Nutzung der Selbstgenesungsfähigkeit ist nicht nur kostensparend, es ist auch menschlich. Wie man sagt, aus einer Krise, welcher Art auch immer, geht der Mensch gestärkt

hervor. Überhilfe vermeidet diesen Prozess. Die Stärkung an Krisen ist ein ganz wesentlicher Teil des Lebens. Er macht uns erfahrener und wertvoller.

Ich möchte nicht den Ärzten die ganze Macht für mein Leben übertragen. Ich möchte nicht abhängig sein. Ich will ein selbstbestimmtes Leben führen.

Doch ich schweife ab. Die besagte Relativierung von Leid im Kindesalter erlaubt nun nicht etwa das Tolerieren übelster Missachtung kindlichen Willens. Aber es bedeutet mindestens soviel, dass auch die Fehler der Eltern dem Kinde von Wert sein können, wenn man die Stärkung des Menschen als die Folge seiner altersgemäßen Krisen nimmt.

Vor diesem Hintergrund habe ich bestimmt bei Larissa Fehler gemacht. Insgesamt aber denke ich, dass sie jetzt erheblich besser dasteht als vorher, und bzgl. des Problems mit ihrem Opa wird sie auch ein Stückchen weiter gekommen sein, frei nach dem Motto „Die Erinnerung einer Verletzung ermöglicht die Chance zu einer neuen Sichtweise“ (Grundlagen der Psychotherapie).

Mit dem Wissen um die Kraft des Unterbewusstseins schlüsseln sich mir die grundlegenden Probleme meiner Psyche auf. Meine seltsam übersteigerten Gefühle gegenüber allem Weiblichen (es gab auch schon eine Stunde, in der ich mich einer 78jährigen verschrieben hätte, wenn sie es gewollt hätte), die Verwickeltheit meiner Gedankengebäude, meine innere Zurückgezogenheit gegenüber allen oder fast allen Menschen und das Misstrauen ihnen gegenüber.

Es nimmt sich mir aus, als schwämme ich auf einem Holzstück oder Floß irgendwo auf den Weiten des

Ozeans, immer an das Festland mit den lebendigen Städten denkend und daran, was ich dort erlebt habe. Ich denke, ich bin in Sicherheit, da wo ich treibe, aber gleichzeitig bin ich Gefangener meiner vergangenen Zeiten mit all ihren Verletzungen, die ich so immer und immer wieder erleben muß wie ein Geist, der jede Nacht um die selbe Zeit spukend seinen grausamen Tod wiederholt. Eine Zeitschleife wie in dem Film „Täglich grüßt das Murmeltier“, nur nicht so witzig.

Mit der Liebe kam das Sterben in mein Leben. Mit der Pubertät, eigentlich eine recht bewegte Zeit, voller Krisen und damit verbundenen Stärkungen, die zum Erwachsensein führen, stellt sich für mich heraus, wenn man mal so hart sein will und nur die Fakten berücksichtigt und nicht das Pech, dass auch dazugehörte, dass ich für die Liebe wohl zu schwach bin. Doch das hindert ja nicht daran, darunter zu leiden, ähnlich einem halb verhungertem Kind, dessen Magen eben nicht mehr in der Lage ist, irgendetwas aufzunehmen, bei sich zu behalten und zu verdauen.

Selbstmitleid und Resignation könnten trotz ihres entwürdigenden Images zu Freunden werden, die einen trösten, wenn die Angst vor dem Verhungern sie nicht unerreichbar machten. Auf Unruhe, Verzweiflung und Wahnsinn fällt stattdessen die Wahl – in der Achterbahn aus Wut, Angst, Hass und Traurigkeit. Wie ein in der Mülltonne abgelegtes Neugeborenes nicht Herr seiner Situation ist, ihm nicht bewusst ist, wonach es schreit, und keine Ahnung hat, dass ihm nur hülfe, wenn es jemand findet und mitnimmt, so kommt dem durch Verletzungen derart regridierten Erwachsenen noch die Angst in die Quere, der Finder bräuchte es nur als Braten.

Ich war 17 und hatte meine Mutter nie wieder zu Rate gezogen, wenn ich sie gebraucht hätte, doch meine erste Freundin, Hermine, ich nannte sie schlicht Harry, hatte mich gerade verlassen.



Ich lag wie ein Stock auf dem Bett, und fragte mich, ob ich denn irgendetwas tun könne, um die Situation für mich erträglicher zu machen, und mittels Kopfarbeit fiel mir dann meine Mutter ein. Mein Vater hat mir Gefühle nie wiedergespiegelt, dafür aber umso mehr Wert auf meinen Verstand gelegt. So hatte ich mir dann auch in dem desolaten Zustand, in dem ich mich befand, auf geistiger Ebene überlegt, dass man in so einem Fall zu seiner Mutter geht.

Gesagt, getan, ging ich zu meiner Mutter, und überlegte mir, wie denn so ein zu-seiner-Mutter-gehen wohl aussähe und ablief. Dergestalt emotional eingenordet versuchte ich, ihr mein Befinden mitzuteilen. Doch ob es nun an meiner Vorbelastung oder an meiner Mutter lag, es kam überhaupt kein Gefühl des Aufgefangenwerdens zustande. Im Gegenteil, ich hatte eigentlich nur Angst, sie würde zu heulen anfangen, woraufhin ich sie dann hätte trösten müssen. Wieder mal versagte sie also auf ganzer Linie, was mir für sie auch Leid tat, aber mir ging es ja auch schlecht. Doch auch in diesem Moment sah ich eine Chance, mich vielleicht wieder mit meiner Mutter zu versöhnen, die ich ja auf Anweisung, Wunsch und Bitte meines Vaters während meiner Kindheit geschont habe, mal abgesehen davon, dass das Verhältnis zu ihr sowieso zerbrochen war.

Meine Schwester kam hereingestürmt. In hektischem Aktionismus, der ein Verantwortlichkeitsgefühl mir gegenüber signalisierte, riss sie mich mit sich fort, und ich fand mich in ihrem Auto wieder. Sie wollte mich mit zu sich nehmen. Auf andere Gedanken kommen, oder so. Ich war viel zu schwach, um noch zu irgendetwas eine Meinung zu haben.

Auf dem Weg sah ich noch einmal Harry auf dem Fahrrad von hinten. Sie war, soweit konnte ich noch denken, auf dem Weg zu Hartmut, Hardy, Härtie, Hertie oder Karstadt, meinem besten Freud, dem Zentrum meiner lebendig verbrachten Jugend. Ich hatte es Harry abgerungen, mir zu sagen, für wen sie mich denn verlassen hatte. Es war Hardy.

Abends war ich wieder zu Hause, und mir fiel ein, dass tags darauf die Abschlussprüfungen in der Schule beginnen würden. Eigentlich wollte ich sterben, aber die Gedanken konnten noch nicht so gut mit diesem Thema, einem Abbild der Verzweiflung, so umgehen, dass es beruhigend und tröstend gewirkt hätte. Also machte ich mir Gedanken, wie es denn nun weitergehen solle. Würde ich meine Prüfung einfach sausen lassen, müsste ich noch ein Jahr in die Schule gehen. Wer weiß, ob ich die Motivation gefunden hätte, im Unterricht aufzupassen; ich hätte doch in einem Jahr alles vergessen was ich in der Schule bräuchte; vielleicht wäre meine ganze Zukunft durcheinander gekommen, so dass ich dann, wenn Harry wieder bei mir wäre, und dessen war ich mir sicher (ich veranschlagte 20 Jahre Wartezeit!) ihr kein adäquater Partner mehr hätte sein können. Darum entwarf ich den zweiten Wahlspruch meines Lebens: Ich möge wollen, weil ich einmal würde wollen werden.

Die Prüfungen waren dann sehr ablenkend. Anschließend fuhr ich mit einem Freund drei Wochen in Urlaub, und danach war ich zwei Wochen lang betrunken. Der Freund, der mir schon vor dem Urlaub wichtig geworden war, hatte dann nach dem Urlaub anderes vor, als sich mit mir zu treffen. Es war bestimmt nicht böse gemeint von ihm, haben wir uns doch alle nach der Schulzeit in alle Winde verstreut, aber es tat trotzdem sehr weh. Ich hatte auch höchstens die Hälfte aller meiner im Urlaub gesagten Worte dem Verlassensein von Harry gewidmet, und er hat im Urlaub auch nur fünf Kilo abgenommen. Doch er war auch vorher schon dünn.

Ich kann sagen, dass ich seit dem Tage des Verlustes von Harry nicht mehr ganz dabei war. Ich hatte überhaupt keine Peilung, wie ich den anderen wohl erschienen sein muss. Mit den Mitteln, die mir mein bisheriges Leben aus Familie und Freundeskreis mitgegeben hatte, versuchte ich die Situation in den Griff zu bekommen, lief dabei aber wie unter Schock stehend herum, und nur ganz selten wurde mal nachgefragt. Doch ich wollte ja gar nichts von Problemen wissen und konnte so auch nichts mit den Fragen danach anfangen. Im Schockzustand habe ich mich auf die von meinem Vater erhaltenen Bewältigungsstrategie verlassen, und die waren (und sind es immer noch) einfach zu hart für mich.

Ich tat also nur noch Praktisches. Meinem Freundeskreis berichtete ich in Endlosschleife ohne Auslassen eines Details, was passiert war. Ich begann, sie alle zu verdächtigen, schon lange vor mir von Harrys und Hardys Liebe gewusst zu haben. Ich brach zu allen den Kontakt ab. Irgendwann standen Harry & Hardy vor meiner Tür. Ich fragte barsch, was sie denn wollen, ließ sie nicht rein und machte die Tür vor ihrer Nase zu. Ich

bildete mir ein, Hardy habe schon lange geplant, Harry zu bekommen. Ich bildete mir weiter ein, sie hätten sich gemeinsam einen Plan gemacht, wie sie mich loswürden. Harry hatte mir ja auch tatsächlich erzählt, sie wäre fast mit jemandem aus Mitleid ins Bett gegangen, woraufhin ich sie in die Warteposition geschickt habe. Es stand für mich zweifellos fest, dass es mir eigentlich egal war, aber ich wollte auch nicht, dass so was einreißt. Drei Tage hatte ich sie warten lassen. Dann konnte ich sie kaum noch aufspüren. Als ich sie dann fand, sagte sie, sie habe so lange geweint, und da sei Hardy gekommen, und habe sie auf eine ganz tolle Party mit ganz tollen Leuten mitgenommen und da sei es dann eben passiert. Es schien auf einmal so Vieles zu geben, was hinter meinem Rücken passiert ist, und ich traute keinem mehr.

Doch irgendwie – war es die neue Situation des Ausbildungsplatzes oder der Schwung, den ich noch hatte – passierten doch weiter Dinge in meinem Leben, aber sie waren von anderer Qualität. Dumpf und düster, und ich habe mir das nie klargemacht.

Hardy lud zu seinem Geburtstag ein, auch mich. Ich wollte aber nicht allein und ohne Freundin dort auftauchen. So lieh ich mir eine von meiner Schwester, eine ziemlich Primitive. Ich betrank mich und blieb die Nacht da. Zum Ende der Party hin saß ich betrunken mit Hardy im Knick. Er trank immer mehr und fing dann furchtbar an zu heulen, wie sehr er mich vermissen würde und so. Bei mir tat sich nichts.

Harry schlief bei Hardy. Am nächsten Morgen, ich lag noch halb, sah ich Harry auf die Terrasse laufen. In mir kam eine Idee auf, und ich stand auf, und wartete, dass sie zurückkäme. Dann habe ich ihr freundlich ´guten

Morgen´ gesagt und ihr eine gescheuert. Sie lief heulend davon. Anschließend bin ich zehn Kilometer nach hause gegangen und habe nichts und niemanden beachtet, der auf der Straße fuhr.

Harry und Hardy haben mich dann noch mal mit an einen Badensee genommen, wo auch eine Menge der neuen Leute waren, mit denen sie jetzt zusammen waren. Ich fühlte mich wie das einer astronomisch hohen aber doch ungeraden Zahl entsprechende Rad am Wagen, hatte keine Ahnung mehr, wie ich zu irgendwem stand und bin dann bald gefahren. Das war das Ende der persönlichen Beziehung zu Harry und Hardy. Doch es geht ja trotzdem alles immer irgendwie weiter.

Als ich 16 war und gerade damit kämpfte, das *erste* Mal von Harry verlassen und verraten worden zu sein, intensivierte ich den Kontakt zu einem Typen, der in der Clique ein dubioses Ansehen genoss. Vielleicht passten wir deswegen jetzt zusammen. Über den bin ich dann an eine andere Clique geraten, die sich immer vor der Badeanstalt aufhielt. Dort warf ein Mädchen, Anna, ein Auge auf mich, die auch mir gut gefiel, und so kamen wir zusammen. Eines Tages fragte mich einer, wieso ich denn gar nicht bei Anna sei, die habe doch Geburtstag. Sie hatte mir nichts davon gesagt. Ich wollte dann wissen, wie alt sie denn geworden sei. Mir hatte sie gesagt, sie sei 15. Es war ihr dreizehnter Geburtstag, sagte er. Ich habe sie natürlich schon so behandelt, wie ich auch mit Harry mit 15 zusammen war. Ich bekam einen richtigen Schock und kriegte Angst. Sie war zwölf gewesen! Ich machte dann sofort Schluss. Irgendwann tat mir das sehr leid. Ich konnte mir ja schon etwas darunter

vorstellen, wie es ihr damit ginge, einfach so fallengelassen zu werden wie eine heiße Kartoffel.

Jahre später in der Disco traf ich Anna wieder. Sie hatte einen Freund, ziemlich groß und stark, aber kein Schlägertyp. Anna suchte ständig meine Nähe, und ich mochte sie ja auch. Wir standen draußen und unterhielten uns. Als ich wieder reingehen wollte und die Tür aufmachte, traf mich eine Faust mitten ins Gesicht. Ihr Typ hatte auf diesen Moment gewartet. Er drosch weiter mit wachsender Begeisterung auf mich ein, und ich, der von Schlägereien keine Ahnung hatte, brüllte immer wieder, dass er aufhören solle. Das tat er aber nicht. Mittlerweile schon dreißig Meter weiter schon fast auf den Parkplatz geprügelt, dachte ich mir – ich dachte wirklich auf einmal ganz klar – ich muss mich wehren, sonst schlägt der mich tot. Ich schlug also zurück, was der andere erst gar nicht wahrhaben wollte. Ich geriet voll in Fahrt. Ich hatte Angst, und wollte die Bedrohung für mich beenden. Es ging also die dreißig Meter wieder zurück. Aus dem Augenwinkel nahm ich einen Zaun wahr, der dem Kerl wohl etwa bis zur Kniekehle reichen musste, wenn er rückwärts dagegen kommt. Wenn dem so wäre, müsste er sich dann nicht mehr halten können, und er würde auf den Rücken fallen. Ich würde mich ihm dann auf die Brust setzen und so lange auf ihn einschlagen, bis er Ruhe gibt. Doch so weit kam es nicht. Der Türsteher griff ein, riss mich, den Angegriffenen, von dem Typen weg und hielt mich fest. Der Typ, gar nicht feige, schlägt mir noch mal ins Gesicht.

Ich konnte das ja alles rational nachvollziehen, aber mir hatte ja wieder mal niemand geholfen. Ich dachte dann darüber nach, Annas Freund anzuzeigen, aber ich dachte mir dann doch, was soll's.

Vielleicht, erwog ich matt, wollte mich Anna auch bestrafen lassen, dass ich sie damals so abrupt sitzen gelassen habe. Das dem nicht so war, erfuhr ich wiederum Jahre später. Ich war gerade in der therapeutischen WG wohnhaft, und hatte mir ein lustiges Motorrad besorgt. Beim Herumfahren traf ich Anna. Sie mochte mich immer noch wie eh und je, und auch mir war sie ja immer angenehm. Sie war eben süß.

Wir hatten noch nie Sex miteinander gehabt, und so langsam war sie ja mit 23 alt genug dafür. Mir war das mit der WG etwas peinlich, und mir schien, uns bliebe nicht viel Zeit, um lange damit zu warten. Außerdem war sie ja eben auch süß. Leider aber hätte sie sich wohl lieber etwas mehr Zeit gelassen, und so hat sie von mir wohl insgesamt den Eindruck eines ziemlich egoistischen Menschen bekommen. Ohne sie aber hätte ich mich vielleicht schon vom ersten mal Verlassensein von Harry nicht richtig erholt.

Wiederum Jahre später ist sie mir mal ganz zufällig beim Einkaufen begegnet. Ich war da schon lange mit Carmen zusammen. Ich mochte sie immer noch leiden, doch sie sah schon etwas mitgenommen aus, und ich malte mir ihr Leben aus. Ich habe oft an sie gedacht, wie weh ich ihr getan haben könnte, und wie gut sie für immer zu mir gepasst hätte.

Mein Vater ist ein schrecklich schwieriger Mensch. Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Wenn ich ihn nicht mit dem Kopf sehe und all sein Handeln und seine Äußerungen nicht abstrahiere oder dazu zu fertig bin, habe ich schlicht Angst vor ihm, große Angst. Einmal ist das bisher in der Wirklichkeit vorgekommen, und da habe ich ihn mit kreischender Stimme angeschrien, was

er bloß für ein furchtbarer Mensch sei und warum er sich denn bloß mir gegenüber so grausig verhalte.

Den Frauen in unserer Familie gegenüber hat er zwar auch nicht unbedingt eine herzerwärmende Art, doch können die, ob bewusst oder unbewusst, seinen Entscheidungen und Handlungen entnehmen, dass er es doch mindestens gut mit ihnen meint. Ich allerdings bekam von ihm immer nur die rationale Seite zu Gesicht, und so ist denn auch die männliche Rolle dergestalt abgelegt, dass er wie ein Roboter zu funktionieren hat, sonst ist er kein Mann. Alle anderen weit lebensnäheren Perspektiven sind von mir nur selbstgebastelt, ein Flickwerk, und dementsprechend halt- und belastbar.

Die einzig wahrhaftigen männlichen Vorbilder und Entwicklungskatalysatoren sind die Freunde aus den Jahren der Jugend, und es ist für mich unendlich schade, dass eben das durch Hardys Aktion mit Harry (oder war es umgekehrt?) so beschmutzt, wenn nicht zerstört, worden ist.

Immer und immer wieder habe ich versucht, meinen Vater auf zwischenmenschliche Themen anzusprechen, und immer habe ich versucht, während solcher Gespräche in ihm diese Seite zu sehen. Doch wenn ich mal Äußerungen seinerseits in diesem Licht erscheinen sah, so lag es zum größten Teil daran, dass ich es mir so wünschte.

Es war nun nicht so, dass er zu diesem Denken ganz und gar unfähig gewesen wäre, aber er tat es nur dann, wenn er es zur Umsetzung praktischer Anliegen brauchte. Der gefühlsmäßige Charakter im Zwischenmenschlichen war zumindest was mich betraf, komplett abgeschaltet.

Sicher, er hatte es als Kind nicht leicht. Er hat noch drei jüngere Geschwister, sein Vater war ständig unterwegs,

und er übernahm von Kindesbeinen an die Führung. Außerdem war bis zu seinem zwölften Lebensjahr die Zeit des dritten Reiches. Sein Vater war ein grauvoller Tyrann. Er schlug Frau und Kinder oder brüllte stundenlang, wenn er nach hause kam, und geliebt wurde er von seiner Familie auch noch (nur der psychischen Zusammenhänge wegen erwähnt). Er war auch öfter betrunken und rauchte wie ein Schlot. Die Kinder haben ihm aus Kippen Zigaretten gedreht und verkauft, haben Holzschuhe angefertigt, die der Vater dann verkauft hat. Er war ein pfiffiger Händler, der sich auskannte mit Menschen und es damit soweit brachte, dass er es schaffte, seiner Fähigkeiten wegen vom Dienst an der Front befreit zu werden und dann mit Waggonladungen Kohle handelte und schacherte. Ein Leben, dass ich vom Theoretischen her zwar nachvollziehen kann, aber mit dessen Unsicherheiten und Ängsten ich mir unmöglich vorstellen könnte zu leben.

Mein Vater hat sich dann früh frei gemacht. Sein Vater ließ sich von ihm in seine Entscheidungswelt ebenso wenig reinreden, wie ich ihm reinreden kann. Er nahm nichts an. Es wird nicht nur sein angeborener Charakter sein, der meinen Vater so ruhig bzw. konzentriert und besonnen gemacht hat. Er hat auch gesehen, wie seine (geliebte) Mutter unter den cholerischen Attacken seines Vaters gelitten hat, und lehnte damit das ungehemmte Wesen seines Vaters ab, und doch, das ist für mich das schlimmste, sehe ich hinter all seiner Beherrschtheit einen brodelnden Vulkan der Gefühle, wie sie seinem Vater einmal gehörten.

Ich habe mich schon einmal gefragt, ob dass der Grund ist, weswegen ich mich scheinbar nicht fortpflanzen soll. Das Wesen meines Opas war zwar furchtbar, aber er

machte ja keinen Hehl daraus. Man wusste bei ihm, woran man ist. Mein Vater trägt das Gleiche in sich, aber hat es (auf immer) unter den Teppich gekehrt. Wie soll ich da nun eine Steigerung hineinbringen? – Hab ich doch! Ich bin so krank, wie man psychisch kaum kranker sein kann. Die unglaublichen Energien meines Opas wirken in mir fort, und ich schaffe es, weiterzuleben, aber welche Steigerung böte sich meinem Kind an? Vielleicht genau die, die geschehen ist, als Carmen schwanger war: Trisomie18, was noch um einiges tiefer als das Down-Syndrom liegt.

Doch was hat mein Vater denn nun so Schlimmes getan? Gar nichts! Er hat versucht einen sehr guten Vater abzugeben, so wie er das mit seinem Kopf eben hinbekam. Wir machten viel zusammen. Seit meinem ersten Atemzug quasi war ich der Stift oder Lehrjunge in seiner Hobbywerkstatt, in der fachlich einwandfrei (und nur fachlich einwandfrei!) gearbeitet wurde. Jegliche meiner Tätigkeiten wurden mit Argusaugen beobachtet, wenn auch versteckt. Zusätzlich bemühte er sich, mich auch mal eine Minute tun zu lassen, was ich wollte, aber ich fing dann auch schon an, mich zu erkundigen, ob es denn richtig sei, was ich täte (nicht besonders selbstbewusst).

Verabredungszeiten, die ich stets einhielt, meine Schwester aber nie, wurden dann mit einer zeitlichen Sicherheit versehen, die ich einhielt, meine Schwester aber mit in ihre Verspätungen einbezog.

Es machte ihm auch nichts aus, mich zu korrigieren. Ob ich mir nun Mühe gab, oder nicht, beim Autowaschen, Rasenmähen, beim Tapetenabkratzen, Schneeschippen oder ein kleiner Ölfleck in der Garage, in allem fanden sich bei seinen unweigerlichen Inspektionen Fehler, die

ich erst selbst berichtigen durfte, aber später tat er es dann selbst – nur stehen lassen konnte er sie nicht.

Es hatte aber auch keinen Zweck, die Hilfstätigkeiten nicht auszuführen. Weigerte ich mich, ihm zu helfen, so verzerrte sich sein Gesicht, tief gekränkt von der Nichtbeachtung seiner Autorität, dass es mir leid tat. Sagte ich ihm mal meine Meinung über seine Pedanterie, war er ebenfalls zutiefst verletzt (Oder, dachte ich mir, wünschte ich mir das nur?) und es konnte Stunden dauern, aber irgendwann habe ich mich dann bei ihm quasi entschuldigt oder wieder alles gut gemacht, so dass ich mich nicht mehr mit dem schlechten Gewissen plagen musste.

Ich war ein Leibeigener der besonderen Art. Ich wusste das, doch ich konnte mich davon nicht befreien. Schon damals legte ich mir sein Leben zurecht. Mit all dem, was ich von seinen Gefühlen (nie wirklich, nur empathisch) wahrgenommen hatte, ergab sich für mich das Bild eines tief verletzten Menschen, und dem konnte ich nicht wehtun. Nur in den Zeiten mit Hardy und der Clique war mein Fell dick genug, sein Leiden nicht zu spüren und mich nicht davon einwickeln zu lassen, nicht daran zugrunde zu gehen. Irgendwann kam das Bild, dass ich das einzige männliche menschliche Wesen bin, bei dem er sich so richtig wohl fühlt. Auf seine Weise war ich sein Freund. Seine Sehnsucht nach der Liebe und Anerkennung seines Vaters an ihn, erhielt er oder holte er sich bei mir. Er mixte in unsere Freundschaft noch die autoritäre Rolle des Vaters, womit dann bei mir die Verwirrung komplett war, und er das erreicht hatte, was er ganz bestimmt nicht wollte, nämlich, dass ich nur noch quasi computergestützt leben kann. Ohne ein aus dem Geist gefundenen Verständnis für die Morbidität unseres

Verhältnisses hätte ich es nicht geschafft. Wäre ich dreißig Jahre älter, hätte ich unser Verhältnis noch maßgeblich mitgestalten können, doch dann hätte er sich mir nicht auf seine, wenn auch bescheidene, Art geöffnet. Ich weiß, wie weh ich ihm damit tue, dass ich ihn nicht mehr sehen will, aber er versteht eben null, dass seine Art, alles am praktischen Nutzen festzumachen, mich kränkt.

Ich glaube er hat mittlerweile sogar die Bedeutung der Dinge verstanden, die man nicht des praktischen Nutzens wegen macht, doch mit einer Bedeutung erhalten sie dann eben doch einen praktischen Nutzen. So dreht sich das einmal angeworfene Rad des Rationalisierens hinein bis in die tiefsten Gefühlsschichten, und das alles nur, weil gezeigte Gefühle die Gefahr der Verletzung bergen. Davon wird er genug erfahren haben, als er klein war.

Als ich sehr krank war, habe ich ein paar Wochen bei meinen Eltern gewohnt, Zeit überbrückt. Ich war nicht unbedingt einfach damals. Doch für meinen Vater muß es gewesen sein, als sei sein Vater wieder aus dem Grab auferstanden. Ich bot ihm quasi eine leibhaftige Kopie. Mir fiel das auch auf, aber ich war nun mal wirklich so. Schon erstaunlich. Geübt wie er war, konnte er damit gut umgehen, aber ich sah ihn schon manches mal ziemlich klein vor mir. Ich habe nicht mal gestritten. Ich habe mich nur so, wie ich bin oder war, für mich eingesetzt, authentisch, oder wie das heißt.

Spätestens seit der Teilung des Kinderzimmers in den hinteren Teil, den meiner Schwester, und den vorderen, meinem Reich, hatte ich keinen wirklichen Rückzugsort mehr. Mir blieben hinter dem Durchgang für meine Schwester keine fünf Quadratmeter, aber ohne Vorhang.

Mein Vater wird es in seiner Kindheit ähnlich gehabt haben.

Da alle meine Handlungen innerhalb der Familie nur um des Kritisierens willen, wie es mir schien, mit Argusaugen von meinem Vater beobachtet wurden, blieb mir nur das Reich der Gedanken, um ich selbst zu sein. Doch das ist zu wenig.

Als meine schöne Jugendzeit mit Hardy und Harry vorbei war, saß ich wieder in dieser Patsche. Ich begann, damit umzugehen, einen Weg zu suchen, einerseits die Enttäuschung von H&H zu kompensieren, andererseits das Gefühl des nicht anerkannt oder akzeptiert-werdens durch meinen Vater auszuhalten. Mit der Zeit ergab es sich so, dass ich mir einfach wahnsinnig viel von meinem Vater abguckte. Die steinerne, rationale Haltung, die trügerisch ruhige bzw. konzentrierte Abwickeln der Organisation jedes einzelnen Schrittes u. dgl. m..

Ich suchte mit der Art, ihn zu kopieren, seine Anerkennung und Akzeptanz, doch ich erntete auch dafür nur verhaltene Kritik. Konnte ich denn wissen, dass er seine ganze kontrollierte Art gar nicht mag? Konnte ich denn wissen, dass er diesen Selbsthass soweit vergraben hat, dass er selbst unter Hypnose nicht entdeckt hätte, dass ich ihm sein Spiegelbild vorhalte, und dass er mir mit seinen Reaktionen, ich möge doch mal wieder etwas Spaß haben, nur zeigt, wie sehr er sich sein Leben lang bemüht hat, genau so lässig und Lebendigkeit ausstrahlend zu sei, wie seine männlichen Kollegen oder Mitspieler? Und irgendwann fiel es mir dann wie Schuppen von den Augen, nämlich dass er nur mir gegenüber so ätzend war.

War es die Liebe meiner Mutter zu mir, auf die er eifersüchtig war, und die auch Opfer seines Selbsthasses

oder seiner Angst war? Ich pflegte ein bisschen dieses Rivalitätsmodell, und kam zu dem Schluss, dass es in jedem Fall mitbestimmend für ihn war.

Ohne die Erfahrung, wie Menschen allgemein so ticken, entsteht zusammen mit der Liebe, die er für meine Schwester empfand, empfindet und immer empfinden wird, ein Bild von so ausufernder Widerlichkeit, dass ich mich dafür verstecken möchte, sein Sohn zu sein.

Und genau das ergibt für mich zusammen mit ein paar anderen kleinen Flickern aus meinem Leben den Grund, weswegen ich nur so schlecht raus gehen kann. Oft genug ist es tatsächlich so, dass ich nur ganz und gar bewegungslos sitzen kann, ohne Angst zu haben, man könne irgendetwas verräterisches an mir entdecken. Irgendetwas, dass beweist, wie ähnlich ich meinem Vater bin und damit unannehmbar.

In meiner Wohnung und natürlich auch draußen fühle ich mich leicht observiert, abgehört und beobachtet, von Menschen, die Beweise suchen, um zu entscheiden, ob ich noch mal durch den TÜV komme, oder ob es für die Gesellschaft besser sei, mich aus dem Verkehr zu ziehen. Es ist nicht immer so, und manchmal ist es auch ganz weg, aber es ist besonders schlimm, wenn ich meinem Vater begegnet bin.

Es ist nicht etwa, weil ich dann eine reale Übereinstimmung zwischen ihm und mir entdecke, nein. Es liegt an unseren unglaublich weit auseinanderliegenden geistigen Melodien. Während mir praktische Dinge wie notwendige Nebensächlichkeiten erscheinen, und mein wesentliches Augenmerk sich am Menschen in Leid, Not und (Über-) Lebenskampf festmacht, interessiert er sich nur für praktische Dinge,

die man anfassen kann oder die einen direkten finanziellen Schaden anrichten könnten u.s.w..

Gegenüber seinen Enkelkindern ist er auch komplett besorgt, aber gegenüber mir zählt einzig Handfestes. Es scheint mir, als wäre es das gewesen, was er von seinem Vater vorgelebt bekommen hat, und nun an mir ausprobiert: Anerkennung und Akzeptanz für sein eigenständig gemeistertes Leben zu bekommen.

Vielleicht will er es sich auch in meiner Gegenwart selbst beweisen. Doch ich kann es drehen und wenden wie ich will. Alle meine Gedanken zielen doch nur daraufhin ab, mit dem Schmerz fertig zu werden, der aus den vielen kleinen Verletzungen resultiert, die er mir immer wieder antut, wenn ich ihn sehe. Mit meinen Gedanken erhält er die ganze Aufmerksamkeit, die ich mir eigentlich für mich selbst wünsche, aber er gibt sie mir nicht.

Nie habe ich mich von ihm als Mann akzeptiert gefühlt. Es gab nur zwei Möglichkeiten: Drunter oder Drüber. Eine gemeinsame Ebene, die nicht von Angst oder Verachtung geprägt ist, durfte ich bei ihm nie kennen lernen. Das Zusammenleben funktioniert auf der Ebene der Macht, so wie er es bei seinem Vater kennen gelernt hat. Es gibt das Drunter, da ordnet man sich unter, sklavisch, oder eben das Drüber, da hat man dann das sagen. Ein natürliches Miteinander auf einer Ebene, das ich mir in meinem Wunsch danach, der nie erfüllt wurde, schon bis ins kleinste Detail ausgemalt habe (Ich könnte Dialogredakteur für Zeichentrickfilme werden!) hat es nie gegeben.

Damit hat mein Vater es mir genommen, ein Mann zu werden. Die wackeligen Stützen, auf denen mein männliches Ego steht, sind zusätzlich angesägt von H&H, und doch möchte ich sie nicht missen. Es war ein

Glück, diese 7, 8 Jahre geschenkt bekommen zu haben. Ich denke, es wäre nicht gut gewesen, wenn ich ohne Freunde in dieser Familie aufgewachsen wäre. Hardy & Harry haben mich gleichermaßen gerettet.

Es ist dem Text vielleicht nicht direkt zu entnehmen, aber ich liebe meinen Vater auch. Es ist furchtbar schade, dass es so gar nicht mit ihm geht. Er hat mich vieles gelehrt, und auch die Benutzung meines Kopfes wurzelt mit Sicherheit im Umgang mit ihm. Es macht auch in der Tat Spaß, den Kopf zu benutzen. Doch nicht alleine nur den Kopf.

Wäre meine Mutter vielleicht etwas stärker gewesen und hätte meinen Vater ab und zu mal etwas korrigiert, hätte es gar nicht so schlecht gepasst. Aber hätte, würde, könnte, wollte, hilft nun eben nicht. Mein Vater ist eben für mich Gift und meine Mutter ebenso. Würden beide allein Leben – das wäre spannend. Ich glaube allein, getrennt eben, würden sie sich eher auf einer Ebene an ihre Kinder, mich und meine Schwester, wenden. Die übertrieben starke Position meines Vaters, und die komplett geschwächte, ja devote, meiner Mutter ist nicht real. Sie mögen sich in ihrer Beziehung geben, wonach sie sich einst sehnten – es stand ihrer persönlichen Entwicklung im Wege.

Ich erlebe meine Familie so harmonisch, wie eine Kloßbrühe. Einer neben dem anderen, jeder nur das seine im Kopf, wie eine WG. Mein Vater liebt meine Schwester, die liebt ihren Freund. Meine Mutter liebt ihre Enkelkinder, und mein Vater füllt mit ihnen seine Zeit. Reibungs- und Berührungspunkte werden aus Machtpositionen heraus gelöst, sprich mit Unterwerfung. Ich will immer die Soße sein, in der die Klöße schwimmen. Doch wer beachtet schon die Brühe?

Ich habe es schon erlebt, wenn ich gut drauf war und gut aufgepasst habe, das auch ich ein Kloß sein kann, und was mir so früher nicht geglaubt wurde, sprich, nicht ernstgenommen wurde, wird heute akzeptiert. Nun übernehmen allerdings die Enkelkinder auch eine starke, bindende, Liebe schenkende Rolle, und da sind eben dann alle stärker.

Das Bild, dass sich mir beim Kontakt mit meiner Familie immer auftut, aber ist für mich keine Lebensgrundlage. So zu denken, kann auch gut ein Resultat des letzten Anliegens sein, dass ich innerhalb meiner Familie hatte:

Meine Schwester, Paula, hat sich von ihrem Mann getrennt, und weitete dann die Liebe zu ihrem neuen Freund aus. Darunter litt die Erziehung ihrer drei Kinder, woraufhin sich meine Eltern, Horst und Inge, derer annahmen, indem sie dann tagtäglich dort waren. Es wurde Erziehungshilfe beantragt für die Pflege durch meine Mutter, die dann an Paula ausbezahlt wurde und dort verblieb.

Mir ging es hunds miserabel. Ich hatte dauerhaft sich verfestigende Selbstmordgedanken und wollte weg von Carmen und den allen. Paula hatte mir schon vor einem Jahr gesagt, dass es kein Problem sei, wenn ich bei ihr im Souterrain, im Keller, etwas Zeit überbrücken wolle. Im Begriff, dies zu tun, überlegte ich aber, dass ich ja dort ständig meine Eltern, besonders meinen Vater, treffen würde, und ließ es.

Etwas später, der Druck war bei mir angewachsen, griff ich die Idee wieder auf, dachte mir, ich rede mal vorher mit meinem Vater und erfrage irgendwie, wie er dazu stünde. Schließlich würde ich ihn dann ja dauernd sehen. Der sagte dann, dass hielte er für gar keine gute Idee für mich. Paula sei ein sehr schwieriger Mensch, und ich

würde unter ihr leiden. Das glaubte ich ihm so nicht, und meinte, das könne ich ja wohl selbst entscheiden. Nach gehörigen Nachbohren kam dann die Wahrheit seines Denkens ans Licht: Paulas Ex-Mann habe eine sehr kämpferische neue Freundin, die ihn dahingehend berät, dass er Unterhaltszahlungen sparen könne, wenn er Paula nur genug Angst macht. Er warf ihr vor, sich nicht ausreichend um die Kinder zu kümmern, was einer Bedrohung des Sorgerechts gleichkomme, besonders, wenn das der Wahrheit entspricht. Da meine Eltern noch nie in der Lage waren, Paula in irgendeiner Weise mal den Riegel vorzuschieben, nahm mein Vater an, Paula würde mein bei-ihr-Wohnen nutzen, ihr Fernbleiben von den Kindern weiter auszudehnen. Schließlich könne ich ja die Aufsicht führen, was ich auch mit Sicherheit gerne getan hätte. Da die Kinder regelmäßig beim Vater sind, hätten die das dann auch weitererzählt, und der Ex-Mann hätte dann neue Argumente.

Also Nein. Ich konnte seine Sorgen gut verstehen. Und wie, als ob er schon ganz in die Ecke gedrängt wäre, meinte er dann, ich müsse eben sonst bei ihnen, meinen Eltern, leben. Das wollte ich aber nicht. Die letzte Erfahrung damit, und die Vorstellung, während sie ein lebendiges Beisammensein mit den Enkelkindern hatten würde ich wie im Exil auf den Quadratmetern meiner Kindheit hocken, ließ mich erschauern.

Wie auch immer, ich wusste jetzt wenigstens, wie es mir ergangen wäre, wäre ich einfach zu Paula gezogen, deren Hausschlüssel ich sogar schon seit einem Jahr hatte.

Mein Vater hat ja soviel Sorge und Verständnis für Paula und die Kinder. Sie muss doch dem Reitsport frönen, und die Kinder auch, in einem schönen großen Haus zur Miete leben, während sie das eigene, dass auch mit viel

Engagement meines Vaters erstanden ist, vermietet wird, muss mit ihrem schönen, großen, neuen Auto ständig ihren Freund zum Schäferstündchen besuchen, und ach, die Erziehungsbeihilfe reißt es ja auch nicht raus. Da kann er ihr doch nicht noch Spritgeld für die täglichen sechzig Kilometer abverlangen. Die Arme.

An den Verzerrungen seines Gesichtes konnte ich sehen, wie er sich Mühe gab, auch für meine Situation etwas übrig zu lassen, aber es reichte eben nicht aus. Ich glaube, es fand sich gar nichts. Meine Schwester und ich wurden mit zweierlei Maßstäben gemessen. Sie an dem des Herzens, ich an dem der Männlichkeit, wie sie sein Vater ihm abverlangt hat, also die ganz grausame Nummer. Wäre ich an einem Suizidversuch gestorben, so wäre ich eben nach Darwin ausgelesen worden. Könnte meine Schwester nicht das machen, woran sie sich so niedlich freut, wäre ihm das Herz zerbrochen.

Ich hatte ihm gesagt, wie es mir ging, doch er sah nur meine finanzielle Sorgenfreiheit. Vielleicht sogar mit etwas Neid, seit ich mal einen tollen Sportwagen hatte. Ich habe ihm den gezeigt, und wünschte mir, dass er den mal fährt. Er fuhr dann ohne jede Begeisterung. Drei Kilometer fuhr er auf der Landstraße mit dreißig, einfach so. Ich war guter Dinge gewesen, als ich zu ihm kam, aber er schaffte es mit seinem kranken Kopf, mir auch diese, in meinem Leben wirklich außergewöhnliche Freude, zumindest für dieses Mal komplett umzukehren. Was für ein Idiot!

Solange ich klein war, lief ich ihm nach, immer dicht auf den Fersen. Als ich dann so weit war, und als Mann in Frage kam, was dank meiner frühen Entwicklung rein äußerlich schon so mit zwölf dem ängstlichen Auge hätte erscheinen können, änderte sich die Lage. Er begann,

wohl gestützt auf den Umstand, dass ich in die Pubertät gekommen sei und damit härter angefasst werden muss, mich zu nerven. Bis heute hat es sich nicht geändert, dass, wenn ich ihm mal etwas zeigen möchte, irgendetwas, worauf ich stolz bin und mir seine Bestätigung wünsche, er sich unglaublich viel Zeit lässt. Gemächlich erst mal das Seine zuende bringend, anschließend mit hochgezogenen Augenbrauen, schweigend und den Blick ausdruckslos ins Leere gerichtet, sich anziehend, als ob wir eine Schneekatastrophe hätten (auch im Sommer) und dann, den Blick nach irgendwelchen wichtigeren Dingen umherwandern lassend, den Gang antretend, wo dann die entsprechende Aufmerksamkeit erfolgen soll. Dort angekommen entstand immer ein Szenario, dass sich nur mit „ich gebe mir jetzt Mühe, dem Jungen eine objektive Kritik zu geben“ beschreiben lässt. Ich, dann nicht lockerlassend, durch die Blume mitteilend, dass ich weniger seine Kritik sondern schlicht eine subjektive, wenn's geht seine, mit etwas persönlichem Gefühl ausgestattete, Meinung erleben wolle. Woran sich dann reges Interesse seinerseits an den Primeln oder Ähnlichem, was zu seinen Schöpfungen gehörte, zutage trat. Die vielen Male, die das in dieser Weise geschah (ich ließ ja nicht locker, um seine Anerkennung zu kämpfen) die so oder so ähnlich abliefen, ließen mich dann zu dem Schluss kommen, dass er mich entweder einfach nicht mag, mich als Rivalen gegenüber meiner Mutter sieht, er schlicht gefühlskalt, ein pädagogisch komplett unfähiger Mensch, vom Schicksal mit einem unzureichenden Selbstbewusstsein ausgestattet, egozentrisch, autistisch, dumm oder schlicht vernagelt ist. Da ich aber nicht lockerließ, und sich seine Art nicht

änderte, und ich ja schließlich derjenige war, der von ihm etwas wollte, was, zumindest bzgl. mir, komplett außerhalb seines persönlichen Eigenschaftsspektrums lag, und ich schlicht allein war und mir nicht mehr woanders den männlichen Zuspruch besorgen konnte, vererbte er mir auch noch nachhaltig seine Minderwertigkeitskomplexe.

Es hat viele Jahre gedauert, bis ich mitbekam, dass ich nicht allein war damit, seine Schuld an meiner Persönlichkeitsstörung zu sehen. Als ich auf einem Familienfest, noch gar nicht lange her, seiner Anweisung, die Fotos fürs Familienalbum aufzunehmen, widerstand, und kurz darauf meinem Gegenüber, dem einzigen Freund und Bekannte meines Vaters, bekannt gab, dass mir im Moment eigentlich gut ein Schnaps helfen könnte, lachte dieser mich ungemein verbindlich an. Für mich war in dem Moment klar, dass er wisse, dass mein Vater versäumt hat, mich darin zu unterstützen, als Mann eine Identität zu entwickeln. Er hat sogar noch gegenan gewirkt, und noch immer kann er mich maximal als eine Fachkraft für irgendwas (z.B. Computer) anerkennen. Es ist mir dabei egal, ob er in dieser Hinsicht schlicht nichts zu bieten hat. Mir zumindest an seiner Stelle zu bieten, dass man auch ohne männliche Identität dreißig Jahre älter werden kann als ich, hätte mir schon viel gegeben, und der Umstand, mir das überhaupt mitzuteilen, hätte mich auf eine Ebene mit ihm gehoben. Damit wäre die Identität erzeugt worden, denn schließlich hatte er ja in meinen Augen eine männliche Identität.

Seine unglaubliche Unfähigkeit, zu mir ein persönliches Verhältnis zu haben, was schon an Distanziertheit grenzt, ja ist, hat mich nicht nur in meiner Entwicklung gehemmt – es hat mich zutiefst verletzt. Ich sehe ihn mit seinem

kleinen Enkel spielen, der familienintern als meine Reinkarnation gefeiert wird (dabei bin ich noch am Leben!), und es tut mir weh, dass er nur zu kleinen Menschen, Kindern, lieb und nett sein kann. Ich bin, geht es nach ihm, schlicht verstoßen. Doch er traut sich noch nicht einmal, das vor sich zuzugeben, ähnlich wie die herausgepresste, kopfgesteuerte Anerkennung meiner Leistungen, und doch hat er es trotz seiner Mühen, den guten Vater zu simulieren, nicht geschafft. Er (und meine Mutter) haben drei Jahre erfolgreichen Sports von mir nie persönlich verfolgt. Sie haben mich nie live gesehen, nur in der Zeitung. Er sah es nicht als unterstützenswert an, dass ich aufs Gymnasium ging. Mein Wunsch, auf die Realschule zu gehen (ich hatte gerade Minderwertigkeitskomplexe wegen Liebeskummer) wurde blind und innerhalb zweier Tage umgesetzt. Geht der junge eben auf die Realschule, was soll's. Der Realschulabschluss, den ich unter Mühen (wieder wegen Liebeskummer) hingelegt hatte, wurde mit Selbstverständlichkeit registriert. Der Junge macht das alles so, wie von alleine, brauchen wir uns nicht drum zu kümmern. Desgleichen beim Ausbildungsabschluss. Keine Bemerkung, keine Freude. Beste Fachhochschulreife – ja, und? Bestes Diplom – meine Schwiegereltern haben es gewürdigt, aber meine Eltern? Mein Vater? Frustriert habe ich angeordnet, was ich zur Belohnung zu bekommen habe – Wird erledigt, kommt die stereotype Antwort. Die trotz meiner mittlerweile immensen Leiden gefundene Arbeitsstelle und die schwierige Anlaufphase – habe ich später mal beiläufig erwähnt. Ich bin in 15 Jahren vierzehnmal umgezogen – alleine, ohne meine Eltern, aber sie meinen, mich mit Essen verwöhnen zu müssen, wenn ich sie denn mal

sehe, als würde ich sonst verhungern. Sie kennen meine finanziellen Nöte – und behandeln mich wie einen vor der Tür maunzenden, streunenden Kater, dem man ja nichts geben darf, sonst kommt der ja immer wieder an. Ich brauchte mal dringend vier Euro, hatte mein Portemonnaie vergessen. Ich wollte es mir nur leihen, aber es ging nicht. Ich musste zwanzig Kilometer Umweg fahren. Die Jahre mit Carmen haben meine Eltern mitbekommen lassen, wie Carmens Eltern Carmen und mir trotz ihres anständigen Einkommens ab und zu mal fünfzig Euro zusteckten (Man freut sich schließlich). Mein Vater hat dass dann in sein Programm für Weihnachten und Geburtstag mit aufgenommen, aber die dazugehörigen Glückwunschkarten sind von einer Unpersönlichkeit, die gegenüber dem eigenen Sohn von so unglaublicher Kaltschnäuzigkeit ist, dass jeder erkennt, sie wollten das so nicht. Doch die unermessliche Unsicherheit gegenüber mir, gepaart mit einem so ausufernd schlechten Gewissen, dass man es nur verdrängen kann, will man weiterleben, erlaubt ihnen dann eben nur, unter größter Geistesanstrengung der elterliche Rolle zu entsprechen, und dann kommt eben so was dabei raus.



Für meine Schwester wird eine Hypothek auf das elterliche Haus aufgenommen, um ihr zu helfen, und sie fährt dicke Autos, die sie alle naslang in den Graben setzt, hat ein Haus, reitet ununterbrochen, die Kinder besuchen alle möglichen Kurse, und, und, und da soll ich mich geliebt und erwünscht fühlen? Wenn ich in einer Not lebe, die der der Nachkriegszeit entspricht, und mein

zufällig weiblich geratenes Geschwisterchen, dass mich um sechs Jahre überragt, unter größter persönlicher Einschränkung meiner Eltern ein Leben ermöglicht wird, über das sie sich trotz allem beschwert und über ihre/meine Eltern auch noch. Sie verriet mir, sie würde sie (die Eltern) ja gerne los sein, aber sie könne es sich nicht leisten.

Duffy, mein Ex-Chef ist auf die gleiche Weise reingefallen. All sein finanzielles Übernehmen hat zu nichts geführt. Sie hat ihn im Regen stehen lassen, und er ist fast daran zugrunde gegangen mit all seinen gesundheitlichen Blessuren. Ich habe mich monatelang um ihn gekümmert, habe geholfen, dass er nicht an seinen Schulden erstickt, und wer hat dann seine Wut über das Verlassensein von meiner Schwester abgekriegt? Dreimal geraten, und falsch – ich natürlich! Jetzt will er sie vergessen und alles was damit zusammenhängt, ist mit einem neuen Leben beschäftigt.

Einmal habe ich mich getraut, die strikte Trennung von meiner Schwester, meiner Familie aufzuweichen, und prompt falle ich, wie alle anderen, derer meine Schwester habhaft werden kann, mit ein in den Chor ihrer Vasallen. Doch unglücklich ist sie trotzdem, auch wenn sie alles hat: Kinder, Haustiere, ein Haus zum Vermieten, eines zum drin Wohnen, ein schönes flottes neues Auto, den Mann ihrer Träume, dem sie noch unter Beschleunigung nachläuft, doch der ist vorsichtig, und lässt sich nicht so leicht einwickeln. Deswegen rennt sie ihm nach. Jetzt sind sie verheiratet, und sie fängt an, ihn als Waschlappen zu sehen.

Was soll ich aus all diesen Erfahrungen machen? Welches Weltbild muss vor meinem inneren Auge erscheinen? Eine grauenvolle, nur von Trieben und

Instinkten gesteuerte Welt – und der Mensch, der Geist, ihnen wehrlos ausgeliefert.

Ich beschränke dieses Bild auf den Dunstkreis meiner Familie. Damit habe ich Hoffnung, dass es für den Rest der Wirklichkeit dennoch anders ist. Natürlich habe ich immer Angst, wieder nur der Dumme zu sein, und dann denke ich mir, das ist meine selbsterfüllende Prophezeiung, aber das ist besser, als wenn ich fremde Menschen so sehe, wie meine Familie. Ich lebe lieber mit Komplexen in einer Welt, die ich achte und bewundere, als anerkannter Besserwisser unter Menschen, die meine Achtung verspielt haben.

Doch eines muss ich meinem Vater zu gute halten: Seine grauenvoll verhärtete Haltung mir gegenüber fand zu einer Zeit starker beruflicher Beanspruchung statt. Zu seinen Aufgaben gehörte unter anderem auch die Vergabe umfangreicher Bau- und Umbaumaßnahmen an Fremdfirmen. Diese, so weiß ich seit ich bei Duffy gearbeitet habe, unternehmen wirklich alles, um so einen Auftrag zu bekommen, und auch alles, um viel Geld daraus zu schlagen. Mein Vater hat Ausschreibungen aber so betrieben, wie sie im Buche stehen. Für ihn kamen persönliche Verflechtungen, Sympathien und Korruption nicht in Frage. Er ließ sich auch nicht in den örtliche Tennisclub holen, wo er dann wohl um den Finger gewickelt hätte werden sollen. Ich habe mich damals schon gefragt, wieso bitte mein Vater sich mit dem Gedanken an Tennis herumschlug. Ich kannte ihn ja schließlich.

Er erzählte mir einmal, fast stolz, dass er auch mal so gut und gerne fünfzehn Mal hinter Handwerkern hertelefonieren musste, und ich kann mir vorstellen, dass eben diese Handwerksbetriebe nicht gerade begeistert

von meinem Vater und seinem korrekten Stil waren. Ein anderer an seiner Position hätte ihnen mehr eingebracht. Dieses Verhalten meines Vaters, wir haben darüber zwar nie konkret gesprochen, und so sind meine Gedanken auch nur Kombinationen, finde ich großartig. Mein Vater hat in diesem Sinne die Arbeitsweise seiner Ex-Firma maßgeblich mitgestaltet und genießt dort noch heute, zehn Jahre im Ruhestand, ein hohes Ansehen.

Wenn ich solche Aufgaben hätte, so würde ich es wie er machen und so habe ich es auch in der kurzen Zeit beim Ex-Freund meiner Schwester, Duffy, getan, und ich weiß, hätte ich nicht so gearbeitet, hätte Duffy den Offenbarungseid ablegen müssen. Er hätte kein Haus mehr und damit auch keine Frau. Mehr dazu später.

Doch ich bedurfte zu allen Zeiten meines Vaters als einen Menschen aus Fleisch und Blut. Es ist schön, mir eine Perspektive gebastelt zu haben, die es mir erlaubt, sein Verhalten nicht persönlich zu nehmen, doch trotzdem hat er mich verletzt. Hätte er es sich wenigstens anmerken lassen, was ihn fertig machte, es wäre für mich leichter gewesen. So aber hatte ich es einfach nur mit einem furchtbar angestregten Menschen zu tun, der sich keine Gedanken darüber machte, was er damit in anderen Menschen anrichtet.

Dagegen waren Menschen, wie der ewig taktierende Heinrich, oder auch mein Ex-Chef Duffy, mir geradezu ein Bad in Milch und Honig, bedenkt man mal, dass ich schließlich der Sohn meines Vaters bin, der ja bekanntlich ähnlich dem nicht weit vom Stamm fallenden Apfel ist. Doch die Gegenwart dieser beiden Männer, mögen sie auch ex- und egozentrisch gewesen sein, habe ich wie der buchstäblich trockene Schwamm in mich

aufgesogen und mit den schönsten und intensivsten Erlebnissen (H&H) assoziiert.

Was war das für eine schöne Zeit, wenn wir, gerade elf Jahre alt, Omas und Opas erschreckend, mit einem schrottreifen und technisch unvollständigen, motorisierten Gefährt auf der einen Seite einen Wald voller zirpender und kreischender Vögel und auf der anderen Seite ein ruhig daliegenes Gewässer, einen Kiesweg entlang preschten, immer unserem großen Idol, Egon Müller folgend, das Hinterrad ausbrechen lassen wollten. Wie war das schön, mangels technischer Module handgemachte Ersatzmöglichkeiten zu ersinnen; vor Übelkeit am Baum zu lehnen nach sechs Filterlosen, um sich das Rauchen abzugewöhnen; doch es klappte nicht. Im Winter dort zusammen mit vielen Eishockey zu spielen, wo wir im Sommer mit dem stinkenden und kreischenden Schrottmoped im Schlamm versunken sind. Wie war es schön, dreck- und ölstarrend am Abendbrotstisch zu erscheinen und mit größter Begeisterung Erlebnisse wiederzugeben, ohne zu merken, dass vom Vater nie etwas zurückkam. Wie haben wir uns stark gefühlt nach dem Training auf dem Wasser; was sind wir da in die Breite gegangen, wo man es sich als Mann wünscht, und den Vater mit zwölf roten Kopfes im Armdrücken zu schlagen. Von anderen zu lernen, wie man auf der Lehne einer Bank sitzend riesige Spuckepfützen auf dem Boden hinterlässt, während Passanten mit angewidert verzerrtem Gesicht einen Bogen machend schnell vorbeitrippeln. Mit fünfzehn ein Motorrad fahren, am helllichten Tag auf einer breiten Straße. Von der Polizei mit zwölf beim erfolglosen viertelstündigen Anschieben eines Mopeds erwischt

worden zu sein – puh, sie war nur vom Schieben warm! Auf dem Skateboard in der Hocke in der Kurve plötzlich ein riesiges Mercedes-Kühlergrill vor der Nase zu haben, abspringen und das leere Brett saust unter ihm durch. Einen alten Keller oder Bunker ausgraben und mit brennenden Plastiktüten dem darin Verbliebenen den Ausweg versperren bis er von den giftigen Dämpfen grün ist im Gesicht. Auf Regatten zu gewinnen, mit allen den Erfolg zu feiern, Vereinsparties mit all den hübschen Mädchen, und nie daran denken, dass die Eltern noch nie Anteil daran nahmen. Im Unterricht Männchen malen und sich freuen und sich darüber totzulachen. Die tägliche Schule wie einen Event zu feiern – Lehrer sind eben Pauker und faseln und murmeln unverständliches Zeug vor sich hin, nicht der Beachtung wert, es sei denn, sie riechen nach Zigaretten oder Alkohol. In den Pausen nur rauchen und sich die Hübscheste auf dem Schulhof aussuchen um dann wochenlang nur an sie zu denken und zusammen mit den Freunden davon zu schwärmen und sich alles auszumalen. Heimlich auszukundschaften, wo die Liebste wohnt, ihr auf dem Schulweg begegnen und schüchtern den Kopf zu senken. Tanzen am Discoabend der Kirchengemeinde, ein wirkliches Mädchen dabei berühren und in Erregung zu fallen. Das Moped schön in Reihe mit all den anderen heißen Geräten zu stellen. In den Sonnenauf- oder untergang zu fahren, die Morgen- oder Abendkühle an den unbehandschuhten Händen und der verwaschenen Jeans zu spüren, die wie eine zweite Haut ist. Die Cowboystiefel zu lieben, so schön spitz sie sind und so groß sie einen machen. Mit den Freunden eine Nacht am Strand zu verbringen, eklige Nudeln mit ekligem Ketchup mehr schlürfen als essen. Die Bierdose aufzureißen und gemeinsam und hemmungslos den

Rausch kommen zu fühlen. Sich am Morgen gemeinschaftlich mehrmals im Freien zu übergeben, zusammenzupacken, schmutzig wie man sich fühlt, und gepackt dem nachmittäglichen Familienfest entgegenzufahren in einer endlosen Schlange, einem Bienenschwarm kreissägenartig kreischender hochgezüchteter Gefahren für den allgemeinen Verkehr gleich. Sich im Dahinrasen auf diesen Gefährten zu reckeln wie auf der imaginären Geliebten nach dem besten Sex der Welt und sich dabei gegenseitig auszulachen. Gemeinsame Bastelnächte an den verehrten Wundermaschinen, die man mehr und mehr kennen lernt, und niemand sagt einem wie. Beobachten, wie sich Klüngel und Seilschaften bilden, und man bleibt nicht allein. Genießen, was es bedeutet, dazu zu gehören, Ersatzteile zu bekommen, die man sich sonst nie leisten könnte. Kleine Werkstätten der Dazugehörigen zu besichtigen und zu staunen und sich zu sagen: Das will ich auch. Zuhause ist Hotel Mama, außer Versorgung gibt es da nichts, und ich will es auch nicht.

Dann die Liebe; immer mehr wird sie Gespräch, immer mehr Zentrum allen Handelns. Die vielen Parties, die es auf einmal überall gibt. Die eigene Party, bei der der ganze Keller so voll ist von Leuten, dass sie schon auf der Straße stehen. Überall Kotzepfüßen und in den Ecken knutschende Paare. Die Mädchen genauso heiß, wie die Jungs. Die örtliche Diskothek wie ein Topf mit Erbsensuppe in der Zentrifuge.

Nichts davon möchte ich missen, gar nichts. Nicht die Raufereien auf dem Rasen des elterlichen Anwesens, nicht die Dreiviertelstunde erbarmungslosen Armdrückens und das gemeinsame Aufgeben unter gegenseitiger Zuweisung des verdienten Sieges; nicht

den immerwährenden Kampf um die meisten Trainingskilometer; nicht die völlige Ignoranz gegenüber schulischem Versagen; nicht die andauernden Bemühungen, auch das zu haben, was der andere hat, und auch nicht, die eigene Freundin von anderen begehrt zu wissen. Kein Wort der Reue wird je über meine Lippen kommen, das alles erlebt haben zu dürfen, und immer noch suche ich kleine Zeichen des Interesses an mir auf Klassenkameradenbegegnungssites im Internet. All die vielen wunderschönen Erinnerungen, in denen wir laut und komisch waren, uns nicht gescheut haben, uns in der Öffentlichkeit als auch noch so lächerlich zu zeigen; die Witze und Späße über die mit verkniffenem Gesicht ihren kopfgesteuerten Handlungen nachgehenden Menschen, die wir aber nicht bemitleideten, sondern die uns mit ihrer Ausstrahlung eine Bestätigung waren, wie gut wir es haben.

Soviel Gemeinsamkeit – wir waren eine ganze kleine Gesellschaft, eine Nation wie Christiania. Wir machten uns die Welt, wie wir sie haben wollten, und niemand konnte uns daran hindern. Wir wären auch gar nicht auf die Idee gekommen.

Ich vermisse diese Zeit so sehr, schon über zwanzig Jahre lang. Ich kann, wenn ich mich versteckend, wie es nun mal jetzt so ist, unter Menschen bin, genau nachfühlen, wie es diesen oder jenen gehen mag, was sie gerade erleben, wie ihre Stimmung ist, und wie sie mich erleben müssten, wenn sie durch meine Wand aus Improvisationstheater hindurch sehen könnten. Ich habe mich durch den seelischen Knick, bzw. während der langsamen Verschlimmerung meiner Krankheit, in so vielen sozialen Lebensräumen aufgehalten, dass ich nicht

weiß, was da noch Neues kommen soll. Und doch sind es nur die Jugendlichen, zu denen ich wirklich Kontakt haben kann; am besten dann, wenn sie möglichst ungezogen sind, so wie ich es damals war.

Ich sehe nichts Böses in ihrem Handeln, außer, dass sie einfach meistens nicht überblicken, was andere dadurch manchmal für Konsequenzen tragen müssen. Das überblicken zu müssen, will ich ihnen aber gar nicht zumuten. Zum einen, weil sie noch zu jung dazu sind, und zum anderen, weil das Leben in dieser Zeit so wunderbar ist. Ich wüsste nicht, was mich retten sollte, hätte ich nicht diese Erfahrungen.

Diese Art von Jugendlichen hat in der Regel keine besonderer Zukunft vor sich. Soll man ihnen denn das einzige nehmen, was ihrem Leben einen sinnlichen Wert gibt, die Grundlage allen Verstehens, was in Menschen vorgeht, und damit das, was die Welt zu einem lebenswerten Ort macht?

Es ist richtig, dass Jugendliche in der heutigen Zeit mit vielem in Verbindung stehen, was auch der Spielplatz Krimineller ist. Aber Jugendliche sind es nicht, die die Drogen importieren. Jugendliche stehlen auch nicht in Serie teure Autos, um sie in wirtschaftlich zurückgebliebenen Ländern zu Geld zu machen. Jugendliche haben auch keine Bordelle, in denen sie ihre Klassenkameradinnen feilbieten. Jugendliche konsumieren Drogen, werden ihrer Schuldunfähigkeit halber mit Autoradiodiebstählen beauftragt, und Jugendliche werden ihrer Naivität halber zur Prostitution gezwungen. Jugendliche sind beliebte Beute zum Heranziehen des kriminellen Nachwuchses. Jugendliche suchen sich Leitbilder, wenn alle anderen sie enttäuscht haben, und sind damit die idealen Anwärter für

Menschen, die Handlanger für die gefährlichen Aufgaben krimineller Machenschaften brauchen.

Jugendliche finden untereinander Zielscheiben des Hasses ihrer enttäuschenden Familiensituationen. Die Inaussichtstellung höherer Strafen verspricht großen Ruhm oder den Märtyrerstatus unter den von der Elterngeneration betrogenen.

Selbst gewalttätige Kinder sind geradezu niedlich gegenüber ihren erwachsenen Pendants. Wie Kinder so sind, bilden sie quasi das Herz der Gesellschaft, wie sie sie erleben, ähnlich, wie sie als Kleinkinder das Leben ihrer Eltern abbilden. Im Grunde darf man sie in ihren Schandtaten (allesamt Versuche, sich, ihre Seele, sprich, ihren Geist, zu retten) noch gar nicht ernst nehmen. Jugendliche brauchen nichts weiter als adäquate Menschen die von ihnen und dem Leben etwas verstehen und das Leben achten – von denen sie auf unaufdringliche Art und Weise geliebt werden, die kompetent sind im Umgang mit ihren spezifischen Nöten und grundsätzlich auf ihrer Seite stehen, ohne von ihren Klienten mit hineingezogen zu werden. Menschen eben, deren Erfahrung sie zur von ihnen geachteten Person machen, und deren Ausstrahlung eine Identifikation zulässt.

Ich bedaure all jene, die diese wunderbare, einzigartige Zeit in ihrem Leben nicht so intensiv genießen durften, deren Freizeitaktivitäten erst von ihren Eltern abgesegnet werden mussten, deren Verliebtheiten ob ihrer Zuträglichkeit für eine gesellschaftliche Zukunft beleuchtet wurden, und die büffeln und pauken mussten für die Schule, die den Eltern wie der heilige Gral oder das Versprechen späterer Sorglosigkeit war, so wie es Carmen ergangen war.

Es mag glauben wer will, aber wäre es Bildung, die die Schule vermittelt, wären wir eine Gesellschaft glücklicher Menschen. Alles, und das haben Schüler richtig erkannt, was Schule vermittelt, ist Wissen. Auch zusammenhängendes Denken im Zusammenspiel mit diesem Wissen wird gelehrt. Wer Glück hat, bekommt auch noch systematisches Arbeiten und strukturelle Gedankenbewältigung verpasst. Aber tatsächlich ähnelt der Lehrplan und das was daraus gemacht wird mit all den modernen Konzepten und Organisationsstrukturen doch sehr der Erziehung durch meinen Vater.

Die gesamte empathische Befähigung, seinen Gegenüber als so was Ähnliches wie man selbst ist zu sehen, ihn darin ernst zu nehmen, wie man sich selbst ernst nehmen sollte, die ganzen Schlichen falscher Menschen, der Umgang miteinander in der Gruppe, oder wie Preise entstehen und gemacht werden, welches Ansinnen in Entscheidungspersönlichkeiten steckt, Machtmissbrauch, morbide Motive, kranke Seelen, Egoismus, Egozentrik, Exzentrik, künstlerische Wahrnehmungen, Beziehungen zwischen gestern und heute, Gefahren gesellschaftlicher Strukturen, Armut, Reichtum, Einsamkeit, Freude und Wohlwollen, mit anderen Worten alles dass, was einen unabhängig von Wissen macht – das erlernen sie dort nicht.

Jeder bekommt das alles irgendwie so halbherzig und nebenbei und natürlich unvollständig in der Schule des Lebens mit, aber die Reflektion des Wahrgenommenen mit erwachsenen Personen, die davon etwas verstehen, findet nicht statt. Eltern kommen dafür leider immer weniger in Frage. Der Glaube an das deterministisch im Schulalltag erworbene Wissen ist geradezu universell. Man scheint zu glauben, ein Mensch wird erst in der

Schule zum Menschen. Doch die quaderförmigen Geister, die jedes Jahr im Sommer in die Berufswelt entlassen werden, wissen, wenn es um das geht, was die Schule ihnen vermittelt hat, nur eines: Es gilt nicht, 'wenn ich will, dann kann ich auch!', sie wissen 'ich sollte lieber wollen, was ich können soll...'.

Wer alle persönlichen Fähigkeiten, die zur menschlichen Existenz in einer Gesellschaft nötig sind, hat, sprich, gesund ist, der wird nie verhungern. Der wird immer Arbeit haben. Der lernt schnell, was er braucht, denn er weiß, was er will. Instinktiv wissen Jugendliche das. Sie wissen, dass sie in der Zeit sind, in der sie lernen müssen, was sie zum Leben brauchen und werden darum Schulverweigerer. Später dann, von der Gesellschaft und ihren Normen, Strukturen und Organisationen frustriert und eines Besseren belehrt, wollen sie zumindest dem Beruf noch etwas Spaß abgewinnen und suchen sich eine Ausbildung nach dem Motto 'wenn ich will, dann kann ich auch', z.B. Grafittisprayer alias Graphikdesigner. Doch das Zeugnis ist natürlich nicht entsprechend. Dann wollen sie weg, nur weg, irgendwo dahin, wo der Weidegrund grüner erscheint. Doch meistens müssen sie sich dann doch dazu entscheiden, verkniffenen Gesichts hastig den nötigen Erledigungen hinterherhastend sich nach der Decke zu strecken und sich anzupassen. Hoffentlich ist es nicht schon zu spät.

Ach, hätte man doch bloß auf die Eltern gehört, und so wie die anderen Streber gar nicht die Gesellschaft angezweifelt, oder wäre man von vornherein dauernd mit der Gesellschaft und der institutionalisierten Lebensbewältigung konfrontiert worden! Natürlich, unsere Gesellschaft basiert nicht auf Natürlichkeit, also kann man nur darin ein Zuhause finden, wenn man von

Anfang an ständig in ihr lebt. Doch unsere Gesellschaft entwickelt sich ins Gegenteil. Überforderte, einsame Alleinerziehende versuchen, die Liebenswürdigkeit ihrer Kinder allerorten mitzuteilen wo die Kleinen wieder mal anecken. Der Single wird vom Prototyp zum Erfolgsmodell. Das Ausgrenzen von Menschen, die zur Spaßgesellschaft nicht taugen, wird zum Lebensprinzip. Die Auslese derer, die einen Makel haben, ist vielen selbstverständlich, und die Ansprüche steigen. Das Wissen darum setzt diejenigen, die noch dabei sein dürfen, unter Druck und führt zu seltsamen Gruppierungen wie z.B. jene Fetischisten. Das geht soweit, bis wir nur noch eine Ansammlung Improvisationstheater spielender Marionetten unseres Willens, dort zu sein, wo das Leben tobt, sind.

Es scheint fast wie die verspätet nachgeholte Jugend, nur das man, da die Zeit, die dazu vorgesehen war, verstrichen ist, nicht mehr die nötigen Entwicklungsschritte machen kann, ähnlich dem Ordnungssinn, der sich recht früh bildet (ich hab mal ein Semester Pädagogik studiert!). Wenn es da Störungen gab, wird er nie wieder zu einem selbstverständlichen Teil des Menschen (Messie). Böse Zungen würden anfangen von Degeneration zu sprechen, aber eigentlich ist es nach meinem Empfinden bloß die unter falschen Prioritäten laufende schulische Erziehung und ihre gesellschaftliche Behandlung als heilige Kuh.

Der persönliche Bezug zum Lehrer wie zu einer Leitfigur ist unglaublich wichtig. Jene, denen dieser Bezug nicht fehlte, dürfen ihr Leben lang gesellschaftlich den geraden Weg gehen (Carmen). Sie haben aber zumeist auch Eltern, die ihnen ein Leitbild sind, und die sich auch als ein solches ihren Kindern verkaufen. Doch wird diese

Sorte Eltern eben immer weniger. Man bedenke, auch die Lehrer sind zumeist Menschen, denen die Schule und ihr Lehrplan eine heilige Kuh sind. Ich hatte mal einen Lehrer, der seine eigene Meinung hatte, und der auch das entsprechend breite Kreuz dazu hatte. Ein bisschen Hippie, ein bisschen Philosoph und ein Mensch voller Liebe für Kinder. Der sitzt jetzt sogar im Senat und hat und nimmt ziemlichen Einfluss. Solche Menschen kann man natürlich nicht schnitzen, aber der Lehrer, der nur Dienst nach Vorschrift macht und im Grunde nur Angst vor Schülern hat, auf sein Rente spart und nur die persönlichen materiellen Vorteile sieht, der schadet seinen Schülern und leistet seinen Beitrag, sie zu Schulversagern zu machen.

Die Behandlung der deterministischen Bildung als heilige Kuh, und die Unfähigkeit der Politik, der Eltern und der zuständigen Ministerien, über das Grundsätzliche in der Art wie die Schule beschaffen ist, nachzudenken, führt scheinbar immer weiter in die Sackgasse. Irgendwann wird schon in der Grundschule angefangen, den Lehrplan an den Anforderungen der Wirtschaft auszurichten. Niemand kommt auf die Idee, dass die Anforderungen der Wirtschaft sich in rasender Eile verändern. Niemand will sehen, dass die Wirtschaft nur an sich selber denkt und an den Profit, der ihm ein perfekter programmierter Mensch verspricht. Es ist vollkommen legitim geworden, Menschen an ihrer wirtschaftlichen Kraft zu messen, und die Betroffenen machen sogar noch begeistert mit.

Als ich damals im Krankenhaus lag, frisch die Operation zum achttägigen Roboter hinter mir, wurde mir irgendwie klar, was mir fehlte. Mein Wunsch,

Anerkennung von meinen Eltern zu bekommen, wurde weder verstanden, noch erfüllt. Die Ausrichtung, aus der ich Anerkennung bekommen wollte, war die, die mir als einzig aner kennenswert suggeriert worden war: Leistung.

Die Pädagogik berücksichtigt nicht das wesentliche Merkmal des Menschen: Seine lebendige Flexibilität und sein Wunsch, glücklich zu sein. Aus Angst vor finanzieller Not, die wohl noch aus Vor- und Nachkriegszeiten herrührt, ist den Entscheidern ein Motor, im Schulalltag auf Lebendiges zu verzichten und den Menschen deterministisch zu einem Rädchen in einem Getriebe zu machen, dass es dank des schnellen Wandels noch gar nicht gibt.

Ich erinnere mich an den entscheidenden Satz am Ende meines Studiums: 'Jetzt vergisst Du erst mal alles, was Du gelernt hast, und fängst an zu arbeiten'. Damit war klar, die vierzehnjährige Epoche meiner beruflichen Qualifikation diene nur dem einen Ziel: Der institutionalisierten Legitimation, etwas tun zu dürfen, dass ich auch schon vor alledem durch Abgucken und aufmerksames Zuhören bei meinen Kollegen, den ich zugeordnet wurde, hätte lernen können und jetzt auch noch lernen musste.

Dieses Wissen ist schon fast Binsenweisheit, und dennoch wird es nicht aufgegriffen. Die Wege, auf denen es trotz dieser Lehrphilosophie zu flexibel denkenden Mensch kommt, sind nicht nachvollziehbar und äußerst seltsam. Doch wenn man den Kindern in ihrer Freizeit überhaupt keine Freiheit lässt, ist es kaum noch vorstellbar. Manchmal glaube ich, dass es der Glaube so vieler an der Richtigkeit unseres Schulsystems ist, der den Halt vermittelt, der notwendig ist, um sich nach dem

Durchlaufen der Schul- und Ausbildungsmühle nicht fremdbestimmt zu fühlen.

Doch wie kann ich mir herausnehmen, Schule und Bildung nicht als gleichbedeutend zu bezeichnen? Was bedeutet denn das Wort Bildung? Bildung kommt von bilden im Sinne von gestalten. Gestaltet werden soll der Mensch. Wenn der Mensch aber ein System aus Geist und Herz ist, als Gesamtheit quasi, so wird der Mensch in der Schule nicht in diesem Sinne gebildet. Es ist richtig und es muss sein, es ist auch eine Auszeichnung der zivilisierten Gesellschaft, dass jedes seiner Mitglieder mehr oder minder im Sinne der Gesellschaft gebildet (gestaltet) wird. Man gehört zur Gesellschaft, will ihr auch angehören – man will dabei sein. Zeichen dieses Wunsches ist das zwischen den Zeilen gelesene, sich dem Beobachter erschließende, allumfassend wie ein Hintergrundrauschen erscheinende „Ich auch!“.

Die Produkte der Herstellerfirmen, werden sie erst einmal bekannt, lösen, wenn es nach dem innigsten Wunsch des Unternehmers geht, einen Run, einen Boom, auf seine Produkte aus. Haben erst mal eine gewisse Menge Leute DSL, wollen es auch alle anderen. Das ist das Zeichen des Motors, der mit dem „Ich auch!“ beschrieben wird.

Somit ist es nicht nur rechtens sondern auch gewünscht, dass die Gesellschaft Maßnahmen zu einer gewissen Gleichmachung ergreift. „Gleiches Recht für alle“ ist eine allgemeine Forderung, die jedoch leider immer wieder zu umgehen versucht wird.

Die Schule nun aber bildet lediglich den deterministischen Geist. Die Forderung des Geistes aber, sein Wissen an Gefühle oder Emotionen, Empfindungen, real gemachte Erfahrungen zu binden, wird ignoriert. Es

sind Dinge entstanden wie z.B. Sprachlaboratorien und Schüleraustausch, die genau um dieses Zusammenhangs willen geschaffen wurden. Doch wie es scheint, ohne die allgemeine Grundlage solcher Notwendigkeit bezogen auf alle Fächer zu begreifen. Das Wissen, Sprachen lernen sich leichter, wenn man sie in ihrer Lebendigkeit erfährt, war die Motivation. Das aber das Verständnis für alles, auch Mathematik, Chemie, Erdkunde etc. auf der gleichen Ebene funktioniert, ist zwar auch, aber eben nicht durchschlagend genug im Unterricht verfestigt – später an der Uni dann schon.

Doch wie steht es um die sog. Herzensbildung? Sie ist Hausmacherware. Niemand käme auch auf die Idee, dass die Zukunft eines Menschen im Wesentlichen von dieser Herzensbildung bestimmt wird. An ihrem Niveau erkennen sich Menschen (gleiche Wellenlänge). Die Bildung des Menschen erfolgt also zweigleisig: Eine strenge, organisierte und institutionalisierte, quasi herzlose Gestaltung des Verstandes, mit Disziplin und Selbstdisziplin und sämtlichen, hässlichen und abstoßenden Eigenschaften versehen, die dem Kind, wenn es denn ohne elterlichen Einfluss wäre oder ist, nahe legen, sie sich möglichst vom Hals zu halten.

Die Herzensbildung hingegen ist befreit von allen Zwängen, ganz und gar ohne Restriktionen, wild. Manche armen Kinder haben nicht einmal das. Da geht es dann nach der Schule im gleichen Tonus weiter.

Wahre Herzensbildung aber geht natürlich auch nicht ohne Dinge wie Selbstdisziplin, Organisation, Strenge und andere weniger herzigen Eigenschaften. Eine Erziehung aber, die gar keine Freiheit lässt, lässt das Kind emotional verarmen, ja vertrocknen. Ein vertrocknetes Herz aber entspricht nicht der

Herzensbildung, wie ich sie mir vorstelle. Ich stelle mir vor, die Geistesbildung etwas weniger von dem männlichen Bestreben nach Genauigkeit und Durchhaltevermögen regiert zu wissen, aber im Gegenzug auch die emotionalen Seiten des Lebens etwas selbstbewusster anzugehen, und nicht nur immer den einfachsten Weg zu suchen, der sich gerade so anbietet – sondern gerade in diesem, für die Gesellschaft wichtigerem Lebensbereich, zu einem zumindest leicht verantwortlichen Denken zu erziehen.

Wir stellen uns einen glücklichen Menschen vor. Einen Menschen, der ein Herz hat, auch für andere, dem Worte wie Liebe, Hass, Zärtlichkeit und Gewalt, Staunen und Traurigkeit, Freude, Leiden, Mitgefühl und Rücksichtnahme, der Wille und der Kompromiss, Mut und Scham, Angst und Vertrauen, Misstrauen und Vorsicht, Extase und Erregung, Zuwendung, Anerkennung, Akzeptanz und Aufmerksamkeit etwas bedeuten, und der dies mit anderen zu teilen vermag – der auf der Grundlage seines emotionalen Reichtums für andere Verantwortung übernehmen kann, der in diesem Sinne Führung versteht, und der seine Existenz auf Erden nicht als Gelegenheit sieht, soviel an egoistischem Wertwie möglich aus ihm zu schlagen, sondern, der sein Leben als eine Bereicherung für die ihn umgebenden Menschen versteht. So kann er sich überall bewerben, und so wird er auch überall genommen. Und darum kümmert sich die Schule nun einmal nicht.

Die Schule spannt, zwingt sie nicht der Lehrplan zu etwas anderem, eine zweidimensionale Fläche aus waagerecht und senkrecht, schwarz/ weiß und ja und nein auf. Diese Fläche ist das Produkt der digitalen Informationsverarbeitung, dem Auswendiglernen zum

guten Notenerhalt. Grundsätzlich ist das sehr menschlich, will man mit geringstmöglichem Aufwand ein Ziel erreichen, aber ist das gewollt? Stehen Lehrer nur da als Notenproduziermaschinen anhand eines Wissens, dass weder der Schüler noch der Lehrer achtet? Wer kann nachempfinden, was die Urheber dieses Wissens empfunden haben mögen, als sie es fanden? Die gesamte Schönheit der Errungenschaften von Einzelnen, der Gesellschaft, der zivilisierten Welt aus Vergangenheit und Gegenwart, wird mit Füßen getreten und missbraucht für ein Bildungssystem, für das sich niemand mehr interessiert, und das nur um seiner Bedeutung willen für das spätere Anfüllen des Geldbeutels und dem egoistischen Streben nach Bedeutung, Einfluss und Position in der Gesellschaft Beachtung findet.

Es widerspricht sich vollkommen, anhand von Wissen quasi einen 'zigjährigen Quizabend zu gestalten, um den wirtschaftlichen Wert eines Menschen zu bestimmen, wenn das nicht mit dem Anspruch verbunden wird, der Schulabgänger weiß nicht nur etwas, sondern ist auch in seiner Persönlichkeit und Herzensbildung ein adäquater Vertreter dieses Wissens.

Krass ausgedrückt bedeutet das, dass die in der Grundschule vermittelten deterministischen Fähigkeiten vollständig ausreichend sind, wenn der Schüler nach dem Entlassen aus der neunten Klasse davon so durchdrungen ist, das sein Charakter, seine Persönlichkeit und sein Herz daraus eine spürbare Beeinflussung erfahren hat, und zwar im positiven Sinne.

Die zweidimensionale Fläche spiegelt den Charakter wieder, zumindest was den Geist betrifft. Die Fähigkeit, mit dem erreichten Wissen Improvisationen zu erfinden, ist quasi null. Kategorisches Wissen aber ermöglich

interdisziplinäres Denken. Die Assoziation mit getrennten Schulheften ist dem vom Wissen durchdrungenen fremd. Er spannt damit nicht eine Fläche auf. Ihm entsteht ein Raum, flankiert von allen Bereichen seiner Erfahrungen in verschiedenen Disziplinen. So ein Raum, und ist er noch so klein, gibt doch erheblich mehr Sicherheit als die Fläche, die immer sagt 'dies kannst du und mehr nicht'. Der Raum lässt sogar die Gestaltung eigener Flächen zu, und wer mag, die Phantasie ist grenzenlos, kann auch gekrümmte Flächen sehen oder beliebige Körper..

Die Frage nach den Eigenschaften des Menschen, seine Facetten und sein Gefühlspektrum lässt sich dann nicht so leicht bestimmen. Menschen, denen ihr Wissen so viele Möglichkeiten aufzeigt, sind wandelbar, flexibel. Wenn es so nicht geht, dann eben so. So ergibt die Frage, wie viele Seiten und Eigenschaften ein Mensch denn habe, auch gar keinen Sinn. Sie sind unendlich. So unendlich, wie ebene Flächen auf einer Kugel sind. Allein der Umstand, man habe nur diese, jene und solche Seite deutet auf den quaderförmigen Verstand hin, wie ihn die Schule erzeugt. Muss man sich in der Schule immer entscheiden für ja oder nein, diese oder jene Sichtweise, so muss man das in Herzensdingen nicht. Doch auch mit dem Wissen ist es genau so. Alles was wir wissen, ist nie die absolute Wahrheit. Menschen haben sich Gedanken gemacht, welche Regeln sich in diesem oder jenem finden. Doch die Wissenschaftler wissen auch von ungeklärten Phänomenen. Sie sind das Interessanteste, denn sie lassen der Phantasie und dem Erfindungsreichtum viel Raum, auch wenn bestehendes Wissen gültig bleiben muss. Warum soll das der Schüler nicht wissen? Hat man Angst, er würde dann nicht mehr

zuhören – ist doch alles Humbug? Falsch. Der Umstand, dass es noch etwas zu entdecken gibt, schärft die Sinne und regt zum Nachdenken an. Die Schule könnte ein Kosmos geistiger und herzensbildender Erfahrungen sein. Es geht nicht um die Quantität. Die Qualität ist das Entscheidende. Am Beispiel des in die Tiefe Gehens in den verschiedenen Fächern erzeugt Verständnis, und genau das ist es, woran es mangelt.

Die Anforderungen der Wirtschaft repräsentieren Spezialistendenken (Fachidioten). Das darauf die Schule eingeht, spricht für ihr geringes Selbstbewusstsein. Um das Image der Schule wieder auf die Beine zu stellen, wird Bildung zur Dressur gemacht, als liege ihr nicht am Menschen, am Kind, sondern nur am Geld. Der Lehrer ist zu recht frustriert. All seine Ideale aus der Studentenzeit, und es sind viele, die in ihrer Jugend Ideale hatten, werden niedergetreten von Befehlen, und es wird der Sorge um die eigene wirtschaftliche Sicherheit der Vorzug gegeben. Was soll man auch machen? Komplizierte, kopfgesteuerte und rein rationale Programme zur Schülererziehung werden ins Leben gerufen, erdacht am Schreibtisch, und dem Lehrkörper damit immer weniger persönlicher Freiraum zur eigenen Gestaltung des Lernens übriggelassen. Doch es ist die individuelle Persönlichkeit des Lehrkörpers, die darüber entscheidet, wie gut die Schüler Wissen annehmen, oder wie schlecht, wenn diese Persönlichkeit nicht zutage tritt oder treten darf, weil sie gegängelt wird. Die Wirklichkeit ist niemals schwarz/ weiß oder grau. Sie ist farbig. So farbig wie die Persönlichkeit des Lehrenden. Und eben diese Farben will der Schüler sehen.

Zum Glück lassen sich nicht alle Lehrer vorschreiben, wie sie zu lehren haben (Carmen). Neben der so

wundervoll am Schreibtisch mit ausgedachten Schülern
ausgedachten Lehratmosphäre gibt es noch die
Wirklichkeit, den Schulalltag, bei dem letzten Endes nur
eines zählt: Der Erfolg. Ein erfolgreicher Lehrer ist auch
immer ein guter Lehrer.

Doch von solchen Dingen wollte Heinrich nichts hören.
Trotz der Angst vor seiner negativen Macht bzgl. der
Verbindung zwischen Carmen und mir, sah ich schon
manchmal in ihm eine Gelegenheit, nachzuholen, was
mein Vater versäumt hatte mir zu geben. Doch wenn ich
mir dann vorstellte, mit ihm in eine seiner vielen
Stammkneipen zu gehen und mit all seinen Bekannten
bekannt zu werden, von denen ich ja nicht wusste, was
ihnen von mir erzählt worden ist, ließ ich es doch
bleiben. Wahrscheinlich ist ihnen ja gar nichts erzählt
worden. Doch war das eine Auffassung, die ich für mich
im Stillen und alleine gerade so aufrecht erhalten konnte,
nicht aber unter der direkten Konfrontation. Vielleicht
hätte ich solche Gesellschaft noch ganz gut hinter mich
gebracht, gekonnter Angstignurator, der ich bin, aber
hinterher wäre ich dann auch froh gewesen, dass es
vorbei gewesen wäre.

So kam es dann doch das eine oder andere Mal zu
Zwiegesprächen mit Heinrich. Solange ich Arbeit hatte
ging das auch immer ganz gut. Das waren ja reale,
praktische oder taktische Aufgaben, aber wenn ich nicht
in Arbeit war, was genau so häufig der Fall war, kamen
wir nicht zurecht. Gedanken, wie ich sie auch hier schon
niedergeschrieben habe, stießen bei ihm auf Granit. Zwei
Texte von mir, als E-Mail an ihn versandt, fanden keine
Resonanz. Gespräche, die Probleme der Gesellschaft
ansprachen, brachten nicht viel mehr als ein

Achselzucken. In seiner Vorstellung ist die Gesellschaft ein so fest verdrahtetes Gefüge, dass jeder kritische Gedanke dazu nicht einmal der Beachtung wert war. Was nicht funktioniert, ist Sache der Polizei oder der Sozialversicherungen. Was in den Köpfen an Abgründen zu finden ist, ist persönliches Pech. Die treibende Kraft der Gesellschaft ist der Unternehmer. Die entsprechende gesellschaftliche Position ist ihm unbesehen zuzubilligen.

Er gehörte auch der entsprechenden Partei an, machte aber keine Worte darum und erweckte den Eindruck, als handle es sich um einen mystisch-mächtigen Geheimbund, der nur Eingeweihten zugänglich ist, und dessen Aufgabe es ist, kindlich-geistigen Gemütern wie uns ein Leben an einer schönen Oberfläche zu ermöglichen - uns, die wir nicht über die hinreichende, die Härten der Wirklichkeit akzeptierende Reife zu einer sinnvollen Beschlussfindung verfügen.



Sein Gesicht, dem Mann mit dem Goldhelm von Rembrandt gleichend, ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, dass unter einer fröhlichen Oberfläche das wahre Gesicht der Welt gezeichnet ist von Kampf und inneren Verspannungen im Sinnbild Hemingways „Der alte Mann und das Meer“. Von Gram und mit dieser auf seinen Schultern lastenden, aber von seinem (versteckten) Engagement getragenen Verantwortung beschwert, erschien Heinrich dieser Kenntnisse immanent, aber eben doch auch von erschütternden Erfahrungen mit in ihrer Heftigkeit und List nicht zu überbietenden Vertretungen gesellschaftlich

kontraproduktiver Interessen einzelner tragender Säulen (Lobbyisten) in Ohnmacht und Ratlosigkeit erstarrt:

Argumente des Zeitgeistes, Möglichkeiten aus der Globalisierung, gewohnheitsmäßige Subventionen, Allmacht auf dem Arbeitsmarkt, wirtschaftlich globale Bedrohungen, eingeknickter Binnenmarkt, Vergeißelung der gesellschaftlichen Position, persönliche Schicksale ranghoher, befreundeter Persönlichkeiten, die Macht aus gesellschaftlicher Verstrickung, Privatfehden, Filz und Gewohnheit des Lebensstandards, Scham, Angst und der Wert des Einzelnen trotz seines Pechs und drohende Unruhe der Regierten und ihre zur Hysterie auswachsende Hilflosigkeit.

Alles das kann kein Mensch mehr unter einen Hut bekommen, auch nicht Heinrich und seine Partei, und so ging es ihm auch. Ein bisschen Entspannung suchen im oberflächlichen Gequatsche mit Freunden und x-Beliebigen am Tresen. Die persönlichen Träume von Zärtlichkeit, Harmonie und der Schönheit der Natur, das Aufzeichnen der Merkwürdigkeiten des Lebens im Kontext der heimlichen Hinwendung zum Transzendenten und der Hoffnung, die in ihr zu finden ist, ließen ihn sein Alter spüren, und doch war es so viel mehr, was er damit zu leben begann.

Drei Jahre später starb er an den körperlichen Folgen seiner jahrzehntelang mit Begeisterung gefrönten Kneipenlust eigentlich zu früh. Welch eine Befreiung bedeutete das aber für mich...

Weiter offenbarte sich sein Bild einer geordneten Gesellschaft darin, dass kritische Gedanken nur dann angebracht sind, wenn sie dem gehören, der über den Einfluss verfügt, sie anzubringen. Das A und O in der

Gesellschaft ist, einen Platz zu finden, den man auch mehr oder minder mühelos verteidigen kann, ohne in Unsicherheit zu fallen. Wer keinen Platz findet und sich nicht einordnen kann, ist ein Psychopath, dem man mit entsprechender Vorsicht begegnen muss, wenn man ihm schon nicht ausweichen kann. Tragische Fälle von Krankheit, Armut oder Einsamkeit gehören zur Gesellschaft, wie die Ausnahme zur Regel. Die politische Verpflichtung des inneren Friedens ist eine sehr kostenaufwendige Sache, hat aber nichts damit zu tun, die Not des Betroffenen wirklich nachzuempfinden, wenn man denjenigen nicht gerade persönlich kennt und schätzt. Die Winkelzüge des Unternehmers gehören zur Gesellschaft wie die Sahne auf die Torte. Wer sich auf diese Weise glücklich schätzen kann, unter einem solchen Triebwagen gesellschaftlicher Effizienz dienen zu dürfen, hat sich brav zu verhalten. Streiks u.ä. gehören Menschen mit einer sozialdemokratischen Sichtweise der Welt an.

Eine prinzipiell preußische Sichtweise der Welt. Zu Kaiserzeiten, als niemand anzweifelte, dass der im gesellschaftlichen Rang über einem Stehende auch wirklich ein besserer Mensch ist, konnte man sicher auch prima so leben. Heute aber werden die Winkelzüge der und zur Macht immer perfider, und es ist eher im Gegenteil davon abhängig, ob man für seine zukünftigen Untertanen sorgen will. Der Umstand, dass Aktienkurse steigen, wenn Massenentlassungen vorgenommen werden, ist auch ein deutliches Signal dafür, wie viele Heinrichs es so gibt, und ich frage mich dann schon, ob ich diese Menschen nett finden soll, wenn sie selbst mal in Not geraten. Not scheint immer noch wie etwas gesehen zu werden, dessen man sich schämen muss. Ich

kann das an mir selber feststellen. Ich finde es schrecklich, mit all meinen Problemen gesehen zu werden, und freue mich, wenn es mir gelingt, sie zu verstecken. Doch ist dies auch zu einem nicht geringen Teil eine Folge davon, dass ich schon oft erleben musste, wie Menschen dann nicht mehr mit mir zurecht kamen, Angst bekamen, mich mieden oder aus dem Weg haben wollten, wenn sie Kenntnis von mir besaßen.

Überhaupt schien dieses ganze Sorgeproblem für Heinrich eher bei Kirchen und Wohlfahrtsverbänden angesiedelt gewesen zu sein. Diese Institutionen fangen diejenigen auf, die zu schwach sind, sich innerhalb der Gesellschaft eigenständig zu ernähren.

Doch die Not, welcher Art auch immer, wird anstatt kleiner zunehmend größer. Heinrichs Sichtweise, dass Geld und besonders Unternehmergeist die Gesellschaft aus dieser sich schon andeutenden Aufwärtsspirale gesellschaftlichen Verfalls retten könnte, ist natürlich zum Teil richtig, aber wer sagt denn, dass es sich nicht um ein hausgemachtes Problem handelt, das unsere Wirtschaft lähmt? Wieso soll der Untertan, der allgemeine Proletarier, denn immer mit seinen Ansprüchen an allem Schuld sein? Kann es nicht auch einfach sein, dass es der Unternehmer oder um im Jargon zu bleiben, der Kapitalist war, der, er war ja auch mal ohne Macht, von Anfang an seine Scheibe vom Kuchen größer und größer machen wollte? Selbiger spricht dann von der ganzen Not, die ihm seine Untertanen mit ihren Ansprüchen oder die wirtschaftlichen Zwänge überhaupt verursachen. Ich weiß auch, dass es schwer ist an das Geld anderer Leute heranzukommen, aber ist es nicht die gesamte Mentalität, die es mit sich bringt, das jeder den

Einfluss, den er hat, jeder, zu seinen Gunsten ausnutzen will, und zwar auch am Recht vorbei?

Wie bitte soll ich dann Heinrich verstehen, der meint, Macht und Einfluss gehören dem, der die Stärke hat, ihn sich zu erkämpfen oder zu ererben, und dann damit machen kann, was er will - er dürfe sich nur nicht erwischen lassen?

Mich erinnert das an die schönen Jahre meiner Jugend. Wir taten auch, was uns gefiel, ohne darauf zu achten, wie es anderen dabei ging. Wir hatten auch mehrere Todesfälle, einen unfreiwilligen und einen freiwilligen und einen vorsätzlich-absichtlichen. O.k. sagt Heinrich, die soziale Marktwirtschaft hat uns doch aber den Ruin gebracht. Ich sage, der wäre sowieso gekommen. Amerika ist da kein Vorbild. Sie leben nur anders. Die Schere zwischen Arm und Reich ist dort komplett aufgegangen, aber man ist das eben gewöhnt.

So ähnlich, wie mein Ex-Chef Duffy mal meinte, er könne nicht irgendwo so unbedeutend in einer Zwei-Zimmer-Wohnung leben. Da würde er kaputt gehen. Mir würde er das aber zumuten, ich sei ja daran gewöhnt. Was soll man da noch sagen, wenn es quasi zum Allgemeinwissen gehört, dass immer mit zweierlei Maß gemessen wird? Dass die einen von der Brücke springen, wenn das Schicksal ihnen nur Urlaub an der Nordsee gestattet, und andere das Gleiche feiern, als hätten sie im Lotto gewonnen. Was soll das denn dann, dass wir sagen, vorm Gesetz sind alle gleich? Oder sagt man das nur einmal in der Abschlussprüfung und wendet sich dann lukrativeren Haltungen zu?

Ich bin mir sicher, dass es irgendwo Leute gibt, die von Herzen zu dem stehen, was die Zivilisation dem einzelnen Menschen gebracht hat. Das ist nicht nur die

Sorge um den inneren Frieden. Allerdings ist es schon bedenklich, dass in diesem Sinne jetzt nationenübergreifend Kämpfe/ Kriege geführt werden. Man übt Druck aus und zwingt Menschen, Menschenrechte anzuerkennen und die Demokratie zur Staatsform zu machen. Kann das sein? Kann es wirklich nur eine einzige Haltung geben, die die friedlichen Grundsätze der Zivilisation und den Kampf des Stärkeren um die Macht oder Vorteile unter einen Hut bringt – oder ist das schlicht Blasphemie?

Was bringen mir Heinrichs naturphilosophisch-sozialdarwinistischen Werte, die Menschen einem System unterordnen, dass ebenso unter Schweinen, Wölfen und Ratten Bestand haben kann, nur, weil der gemeine Mensch sich dagegen nicht wehren kann? Was hat die Menschheit davon, sich den Sozialdarwinismus inoffiziell auf die Fahne zu schreiben? Die Politik macht sich komplett unglaublich mit dem Hochhalten zivilisatorischer Werte, wenn dem nur auf dem Papier so ist. Die Gesellschaft macht sich unglaublich, wenn sie die Früchte zivilisatorischer Errungenschaften ernten will, um mit ihnen sozialdarwinistische Handlungen zu begehen, wie es nach dem Fall der Mauer mit staatlichen Geldern geschehen ist. Wo soll man einen Unterschied zwischen Unternehmer und Untertan sehen, wenn sie nicht verschieden sind? Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, wie sehr sich ein Bauarbeiter ändert, wenn er einen weißen Helm trägt. Und es ist genauso klar, welche unglaubliche Penetranz der gescheiterte Unternehmer zeitig, wenn er um seine sozialen Hilfen feilscht.

Es gibt keine Unterschiede zwischen den Schichten wie Politiker, Unternehmer oder Arbeiter und Angestellter. Der Unterschied liegt nur im Einfluss, und der wird eben

im großen und ganzen egoistisch verwendet. Manch unsozialer Unternehmer wird nicht sozialer dadurch, dass man ihm Honig um den Bart schmiert. Er sucht nur nach neuen Betätigungsfeldern seiner persönlichen Gier. Einer Gier, die er mit vielen Kreaturen aus allen anderen sozialen Schichten gemeinsam hat.

Der Fehler in dem ganzen System besteht darin, dass man überhaupt auf emotionaler Ebene kämpft. Das Bewusstsein des Mächtigen, man ist ihm grundsätzlich zur Freundlichkeit geneigt, eröffnet diesem einen Kosmos neuer Möglichkeiten, an sich zu denken. Nur klare Regeln schaffen klare Ergebnisse. Wenn deutlich wird, dass z.B. monetäre Arbeitsergebnisse genau einen und nur einen bestimmten Ertrag bringen würden, vollkommen egal, welchen Einfluss der Auftragnehmer hat, dann braucht er sich keine Gedanken mehr zu machen, wie man diese Summe aufbläst. Außerdem schafft das Ruhe, um sich mit wesentlicheren Dingen als nur mit sich selbst und den dazugehörigen oberflächlichen Bedürfnissen zu beschäftigen.

Ein leuchtendes Beispiel für einen Menschen, der es wirklich geschafft hat, sich aus diesem ganzen animalischen Sumpf zu befreien, ist für mich Karl-Heinz Böhm, und er sieht dabei glücklich und erfüllt aus. Es gibt noch viele Menschen, die diese Bezeichnung meiner Meinung nach nebenher auch verdienen, die sich entschieden haben, der Menschheit zu dienen, und nicht nur sich selbst, und ich will mich auch nicht so verstanden wissen, dass ich meine, alle müssen wie Mutter Theresa sein, aber man sollte schon imstande sein, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen, auch wenn man dann nur den Nachbarn sieht, dem man eine

kleine Freude machen kann, die ihm dann aber wie ein Wunder erscheinen würde.

Ich hoffe, Heinrich zog vor diesen Menschen den Hut, doch ich bin mir nicht sicher. Ich denke, er hält es für grundlegend falsch, nicht egoistisch zu sein. Eine Hinwendung zu Menschen, von denen man sich nicht einen persönlichen Vorteil erhofft, z.B. Sex, gleicht einem unerlaubten Eingriff in den natürlichen Lauf der Welt und hat keinen Bestand.

Ich bin der Meinung, wenn es nicht Menschen gäbe, gegeben hätte und geben wird, wie ich hoffe, die den Wunsch haben, grundsätzlich einen positiven Einfluss zu nehmen, säßen wir noch in Höhlen und würden rohes Fleisch essen. So wie sich der Verstand nur aufgrund von Not entwickeln und fortpflanzen konnte, denn schließlich ist er ein Werkzeug, dass auch unter widrigen Umständen ein Leben zulässt, ohne gleich darauf warten zu müssen, dass einem Flügel wachsen – so ist die Zivilisation ein Ergebnis humanistischer Bedürfnisse, denen seelische Notlagen und Gefühle (z.B. Liebe) eine Grundlage waren. Auch mächtige Menschen können in solche Notlagen geraten und denken sich dann Unglaubliches aus - ich sage mal das Taj Mahal. Oder jemand hat seine Kinder und seine Familie verloren, und sieht nur noch Sinn in seinem Leben, wenn er dafür arbeitet, anderen dieses Schicksal zu ersparen. Das berühmte Helfersyndrom des hilflosen Helfers. Man nimmt so etwas nicht ernst, es wirkt immer wie ein Makel, ein Tick, eine Schwäche, und dennoch lebt so viel davon. Ich habe nur wenig Ahnung von den Philosophen des antiken Griechenlands, wie Homer, Platon, Diogenes, aber man hört ja die erstaunlichsten Dinge . Im Grunde ist dieses Helfen-wollen ein ganz wesentlicher Zug des Menschen,

der aber aufgrund dessen, dass es sich zumeist um Menschen mit seelischen Knicks handelt, und diese deswegen im bestehenden System des Rechts des Stärkeren den Kürzeren ziehen, ein nur wenig durchschlagendes Image hat. Das macht ihre Leistungen aber nicht weniger wertvoll.

Allein die Tatsache, von animalischen, selbstsüchtigen und gierigen Menschen umgeben zu sein und die Duldung und Beeindruckung seitens vieler dadurch (ich verweise mal auf den Zusammenhang Aggressionen im Schulalltag), macht es für diesen (von mir aus 'Gutmenschen' genannten), sich mit sozialen und seelischen Nöten befassenden, immer schwieriger, sich mit diesem Ventil eine Identität zusammenzubasteln. Die Achtung seines Tuns vor der Gesellschaft nimmt mehr und mehr ab. Seine bestimmenden Wesenszüge werden in die Kategorie 'Verlierer' einsortiert.

Und doch sind sie für die zivilisierte Gesellschaft so wichtig. Doch wenn an dieser Schraube, den Machenschaften von Egoismus zusammen mit der „Nach-mir-die-Sintflut-Philosophie u. dgl. nicht lösend gedreht wird, wird die Menschlichkeit ins Mittelalter oder die Steinzeit zurückfallen. Da hilft dann auch nicht der äußere Schein einer technologischen Vormachtstellung. Der Glaube, Geld und Technik könne alle Probleme der Menschen lösen, ist ein fataler Irrtum. Es zählt nur der Mensch, der Geist. Geld und Technik sind schöne Dinge, aber dass die Qualität einer menschlichen Kultur sich auf Menschlichkeit gründet, daran kann weder die Existenz noch die Perfektion dieser Kunstaspekte menschlichen Wirkens etwas ändern.

Auch wenn Heinrich in seinen Überzeugungen mittels seines Alters und dem dazugehörigen Hintergrund seiner Lebenserfahrung ein harter Hund war (er meinte einmal, ich käme ihm vor wie jemand, der im Krieg war, was mir im Kontext der übersättigten Gegenwart nicht von Vorteil zu sein schien), so kann ich ihm doch nicht nachsagen, er hätte überhaupt nicht an mich gedacht. Auf seine Weise meinen Jobverlust und den für mich wieder einmal einstürzenden Himmel mitfühlend, meinte er zu mir, ich könne doch mal promovieren. Es war mir eine Ehre von seiner Warte aus so etwas zugetraut zu bekommen. Sein Sohn war gerade damit angefangen, wie ich später erfuhr, und er assoziierte diesen Umstand mit mir. Fabelhaft! Ich meinte dann, ich wüsste gar nicht, ob ich das neben meinem Rentnerstatus überhaupt dürfe, und außerdem seien alle Themen, die mich interessieren, weit abseits der Qualifikation aus meinem Bildungsabschluss. Doch er hatte meine Gedanken schon in Fahrt gebracht. Ich meinte dann noch, so eine Ehrung sei doch völlig sinnlos; ich würde sie doch beruflich niemals brauchen. Er meinte, rein gesellschaftlich würde mir das aber bestimmt Auftrieb geben, woraufhin ich ihm sagte, dass ich mangels beruflicher Erfahrung und Nutzung wohl kaum Anerkennung unter anderen Trägern so eines Titels finden würde. Heinrich meinte nur „Na und.“. Ich dachte nach: In der Tat, Katharina wäre bestimmt etwas begeisterter, wenn ihr quasi-/Ex-Schwiegersohn über die akademischen Würden auch zu Gesellschaftlichen käme.

Ich hatte aber die Nase voll, mich ständig nur auf den Hosenboden zu setzen und auf den Stuhl zu steigen, um ihr als Mensch akzeptabel zu erscheinen. So gut es Heinrich auch gemeint haben mag (hat es mir doch auch

Einblick in seine Position vor und zu Katharina gebracht), ich sah mich einfach nicht meinen alten Ausbildungsort aufsuchen und an meine schlechten Zeiten dort erinnert zu werden, mit dem Rentnerstatus um den Dokortitel zum Sozialtarif zu feilschen, mich einer vorgeschriebenen Aufgabe zu stellen, nur im Hinblick auf das Kürzel vor dem Namen und ohne jede Begeisterung mich im Bildungsbetrieb, der anderen, gewöhnlichen Betrieben nicht so unähnlich ist wie man meinen könnte, wieder in seelische Not zu bringen, weil ich mich mit der Aufgabe nicht würde identifizieren können. Wenn ich es machen würde, dann doch nur unter der Bedingung, der Aufgabe mein Herzblut zu spenden.

Der Gedanke spukt mir noch im Kopf herum. Ich darf den Titel als Rentner erwerben, aber der Mut, als komischer Kauz oder Vogel zum zweiten Mal vor irgendeinem Professor zu stehen, dessen Gedanken bzgl. mir ich mühelos lesen kann, aber eben nicht verdrängen, schreckt mich ab. Der Bildungsbetrieb ist auf Erfolg angewiesen, wie jeder andere auch. Die Zeit der Mitarbeiter soll diesem Ziel dienen. Wo bitte sitzt da der Mann, der sich während seiner Arbeitszeit mit Themen auseinandersetzt, die quasi der Restauration eines Oldtimers gleichen - einem für das Funktionieren der tatsächlichen Welt sinnlos erscheinenden Unterfangen im Vergleich zur Sinnigkeit seines sonstigen Tuns?

Die Promotionen sind normalerweise Bausteine eines finanziell geförderten Forschungsvorhabens. Doch damit will ich ja gar nichts zu tun haben, und ich bräuchte auch gar nicht die Vorbildung mit. Da ziehe ich mich dann doch lieber auf die sichere Position meines Wunderglaubens zurück.

Call-Center sind ein grauenvoller Auswuchs penetranter Geschäftemacherei, der nur darauf aus ist, zu nehmen. Die Waren sind vom selben Wert, wie die Gewinne an den Losständen auf den Jahrmärkten. Jeder, der diese Zeiterscheinung ernst nimmt, erliegt dem tiefgreifenden Schwindel, der Anrufer habe genau für ihn etwas übrig, riefe quasi nur an, um einen Weg zu suchen, das persönliche Glück ins Haus zu tragen. Darauf basiert diese Masche.

Neben den schmierigen Arbeitsplätzen, die zudem nicht von Dauer und auch noch schlecht bezahlt sind, dienen diese Machenschaften nur dem Ziel, das eh schon meist hohe wirtschaftliche Niveau des Auftraggebers noch weiter nach vorn zu treiben. Man könnte meinen, man würde direkt aus der Hölle angerufen, wo arme Sünder jetzt im Fegefeuer schwitzend die Sünden ihres einstmals ausschweifenden Lebens abbüßen. Den Herrn dieser Hölle kriegt man nie zu Gesicht, und es gibt auch keine Möglichkeit, die armen Teufel zurückzurufen, denn die Nummern sind für eine Übertragung gesperrt.

So sind die Call-Center-Agents wie Rufer in der Wüste, deren Einnahmen sich möglicherweise auch noch aus Erfolgsprovisionen zusammensetzen. Das macht wütend und frustriert. Genau diese Energie wünscht ihr Arbeitgeber an dem potentiellen Kunden angebracht zu wissen. Angeordnetes Lügen und Taktieren, welches schon oft teil des zu vermarktenden Produktes ist, kann so dem Frustabbau dienen. Der Zwang, für die eigene Existenz sorgen zu müssen in Kombination mit einer entwürdigenden, menschlich sinnlosen, ja kontraproduktiven Arbeit, lässt im Stelleninhaber ein Gefühl zurück, dass sich nur mit dem einer unter

Existenznot stehenden Prostituierten vergleichen lässt, deren beste Zeiten schon weit zurückliegen.

Ich war so 34, als eine Bekannte einer Bekannten von Carmen mich ansprach. Ich war in schlechter Verfassung, hatte auch keine Arbeit und begann langsam, mich in theoretischen Untersuchungen eines Teilgebiets eines Teilgebiets der theoretischen Physik zu verstricken, die eindeutig für mein Leben keinen praktischen Wert würden haben könne, keine Perspektive würden liefern könne, und die anhand der damit verbundenen Introvertiertheit meinen Komplexen noch dadurch Nahrung lieferten, weil es nahezu unmöglich war, dabei einen Erfolg zu haben, und wenn, könnte ich ihn nicht in physikalischem Habitus niederschreiben, um sie dann einem Fachmann vorzulegen, der mich natürlich ob meiner beruflichen Qualifikation im Zusammenspiel mit meiner niedergeschlagenen Ausstrahlung gar nicht ernstnehmen würde. Das Gebiet der Zeitdehnung, um die es sich handelt, ist zudem auch noch eines, das den Ruf innehat, besonders von Verrückten aufgegriffen zu werden, die scheinbar hofften, einen Weg zu finden in bessere Zeiten zurückzukehren oder sie in der Zukunft zu suchen.

Bei mir war das alles nicht so, aber durch meine zu dem Zeitpunkt schlecht zu vertuschende Krankheit stieß ich auch wirklich auf Missbilligung bei einem alten und dementsprechend erfahrenen bzw. vorurteilsbehafteten Professor. Wenngleich ich seine Ablehnung auch als eine Gemeinheit empfand, so musste ich doch die Chance nutzen, die mir Jüngere, also zwei Professoren und Doktoren im mittleren Alter, gaben. Wenn auch in dem Gespräch wohl eine gewisse Faszination für meine

Gedanken rüberkam, so zeigte ich doch offenkundig riesige Wissenslücken im Bereich der Physik, die zu schließen notwendig gewesen wären, sollte ich meine Entdeckung(en?) einmal vor der Fachwelt vertreten. Auch wenn sie mir das rücksichtsvollerweise nicht so offen sagten, so war es mir doch selber klar geworden.

Auf diese Weise neben dem fehlenden Job auch noch in meiner Eigeninitiative niedergeschlagenen Selbstwertgefühls war mir, als besagte Susanne mich ansprach, als ginge die Sonne auf. Es ging nicht um Liebe, nein. Sie nähme an einem Improvisationstheater teil, und da würde ich, ja, gerade ich, genau noch fehlen. Sie sähe mir an, dass ich da ein Potential hätte.

Das gucke ich mir doch gerne mal an, meinte ich nicht ohne zu versäumen, darauf hinzuweisen, wie im Eimer ich gerade sei. Das macht nichts, ich würde schon sehen.

Carmen hatte dazu eine gesplante Meinung. Einerseits war sie schon froh, dass ich mal hinter dem Schreibtisch hervorkam, denn sie hatte nicht nur meine Forschungen beargwöhnt, sondern ihr waren auch Schriftstücke unter die Augen gekommen, die wirklich nicht mehr aussahen, als kämen sie von dieser Welt. Ohne jetzt viel Gewese darum zu machen, möchte ich nur soviel sagen, als dass ich auch irgendwie in Untersuchungen zum Thema Antichrist und Sechshundertsechundsechzig geschlittert war. Das waren noch Nachwirkungen des Pädagogiksemesters, während dessen ich mich voller Hingabe in eine Magersüchtige verknallt hatte, die ihrerseits aber mir nicht die Resonanz entgegengebracht hatte, die ich mir wünschte.

Andererseits argwöhnte Carmen, ich würde beim Improvisationstheater Kontakt zu Frauen bekommen, und das würde, so nahm sie wohl nicht ganz zu Unrecht an,

unsere Beziehung beeinflussen und in Frage stellen. Da hatte sie auch recht. Seit wir verheiratet waren nahm der Wunsch, wieder frei zu sein, bei mir noch zu, und auch abgesehen von den sämtlichen sonstigen negativen Einflussfaktoren wollte ich schlicht ´nach hause´. Zu hause war für mich der Ort, wo ich mich heil und ganz fühlte, wo Menschen sind, die meine Krankheit nicht sehen, und die daraus auch keine Vorurteile basteln würden. Nur, es gab dieses zuhause nicht. Es gab weder einen Ort noch einen Menschen, bei dem diese Wünsche Befriedigung gefunden hätten, und so blieben mir wieder nur meine Träume und Gedanken, meine stillen Sehnsüchte, in denen ich begann, mich wie in einem Verlies zu fühlen.

Ich bin sehr harmoniebedürftig, und so war dann der wöchentliche Besuch der Improvisationstheatergruppe auch untergründig immer von einem gewissen schlechten Gewissen gegenüber Carmen geplagt. Ihre Zuwendung, die einzige, die ich wirklich bekam, wenn ich mir auch etwas Schöneres vorstellen konnte, war doch der einzige bestehende Halt in meiner nicht nur im Begriff der Auflösung befindlichen, nein, tatsächlich vollkommen amorphen Welt.

Dennoch wurde dieser wöchentlich wiederkehrende Abend in der Theatergruppe für mich wie fruchtbarer Boden nach einem Siechtum in dem Sand einer emotionalen Wüste unter der blendenden Sonne einer bürgerlichen Fassade, mit der ich so gar nichts gemein hatte.

Zu Anfang gab es erst mal eine Viertelstunde Tai-Chi. Vorher warteten wir, eine Gruppe von ca. acht Leuten, auf den Gruppenleiter, der sich seine Existenz daraus und auch aus anderem, ähnlichem finanzierte. Jeder Abend

kostete 20 Mark. Dann dachte er sich Szenarien aus, die wir, meist als Paar, in einer eigenen, improvisierten, dynamischen Interpretation umzusetzen hatten. Fehler konnte man keine machen. Es entschied die Wirkung auf die anderen, die in dem Moment Zuschauer waren, wie gut das zwei, drei Minuten dauernde Spiel war.

Bei KlauDi, dem Gruppenleiter, bürgerlichen Namens Klaus-Dieter, machte sich allmählich der Gedanke breit, wir wären allmählich so gut geworden, dass er mit uns an die Öffentlichkeit gehen könne. Das brächte ja schließlich endlich mal etwas Geld in seine ruinösen wirtschaftlichen Verhältnisse. Ich machte mir über Geld überhaupt keine Gedanken. Hauptsache in meine desolate Psyche käme endlich Leben. Bei den anderen aber war das anders. Die träumten sich schon auf große Bühnen mit rauschendem Applaus.

Ich bekam das Gefühl, Susanne könnte recht gehabt haben dass ich ein Potential fürs Improvisationstheater hätte, denn erstens machte es mir unglaublichen Spaß, und zweitens sagten mir das auch die anderen. Nebenbei waren tatsächlich über die Hälfte der Mitglieder Frauen. Ich hatte aber kein Begehren nach irgendeiner, auch nicht nach Susanne, die die Hübscheste war und mich auch mochte.

Wir traten auf. Erstmal bei einer schulischen Veranstaltung, dann ein kleiner Abend an der örtlichen Volkshochschule. An diesem Abend war auch eine Frau unter den ein, zwei Dutzend Zuschauern, die ich zwar sehr schnell wahrnahm, die mich aber nicht sonderlich beeindruckte, auch wenn sie ziemlich passabel aussah.

Wir machten unseren Job, und es klappte auch ganz gut. KlauDi hat sich alles, bestimmt nicht nur im Sinne seines

leeren Portemonnaies, so ausgedacht, dass wir Selbstvertrauen für einträglichere Geschäfte sammeln. Unsere Vorstellung war vorbei, das Geld eingesammelt, und nach weiteren potentiellen Mitgliedern im Publikum nachgefragt, der Termin unserer wöchentlichen Zusammenkünfte mitgeteilt, und, schau an, besagte, passabel, mittlerweile um einiges anziehender auf mich wirkende, junge Frau signalisierte Interesse. Sie hieß Mañu.

Ich sah sie dann ja wöchentlich, und es zeigte sich mir mit anschwellender Gewissheit, dass sie so dermaßen weiblichen Geschlechts war, wie ich männlichen. Was ich erst gar nicht so auf den ersten Blick wahrgenommen hatte, drängt sich mir nun mehr und mehr vordergründig werdend in meine sämtlichen Nervenbahnen, und ich begann, sie zu begehren. Viel später, als schon alles wieder vorbei war, sah ich in Muriel Baumeister eine gewisse äußerliche Verwandtschaft zu ihr.

In unserem gemeinsamen Spiel, dass ich immer öfter in der Wahl des Spielpartners forcierte, wogegen sie auch gar nichts hatte, fand sich eine wunderbare Harmonie. Während ich häufig für Impulse und Ideen zuständig war, nahm sie diese dankbar auf. Ich versuchte die ihren mit meinen improvisierten Interpretationen zu ehren, und so kamen wir uns näher. Mir ging ihre ganze Schönheit auf, sah nur noch ihren Mund, der soviel Zärtlichkeit versprach, die katzenartigen Augen, die Zartheit ihres Halses, ihres Nackens, den ich bemüht war, zufällig mit Mund und Gesicht zu streifen, einen Busen, bei dem es mir egal war, ob er ein Push-up-Produkt war, oder nicht, eine Taille, wie ich sie nur in schon ganz verstaubten Erinnerungen wiederfinden konnte, schmale, zierliche Schultern, langes, dichtes und lockiges Haar von einer

ebenso zurückhaltenden Farbe wie das meine, schlanke Beine, die im Vergleich zu ihrer bescheidene Körperhöhe lang und graziös waren, und nicht zuletzt Hüften, die wohl so gerade erst Hosen aus der Erwachsenenabteilung ausfüllten, und die ich mir im Rahmen unserer Übungsabende von allen Seiten einprägen konnte.



Ich fing an, sie mir vorzustellen, wenn ich beim Schaufensterbummel Kleidungsstücke sah. Ich hatte immer eine Vorliebe für diese duftigen, niedlichen geblühten Frühlings- und Sommerkleider und in meiner Phantasie passte sie so fabelhaft in solche Mode, dass ich ihr eins kaufen musste. Geld hat mich dabei überhaupt nicht interessiert. Ich stand nur vor den Kleidern und suchte mir eins aus. Ich musste mich für eine Größe entscheiden, wobei mir die Bedeutung dieser Größen bzw. die bei Frauen damit verbundenen Ängste egal waren; ich nahm eben die, die es am ehesten sein konnte. Beim nächsten Mal schenkte ich es ihr, einfach so, und sie fragte mich später, woher ich denn ihre Größe gewusst hätte – ich wusste sie eben. Das hat sie fasziniert. Doch ich habe sie leider nie in diesem Kleid gesehen. Sie sah bestimmt wunderbar darin aus, aber wahrscheinlich fand sie es nicht modern genug, oder es war eben nicht ihr Stil.

In ihrer Art war sie ein feuriges Wesen. Sie hatte keine Ausbildung gemacht, sondern ist einfach nur immer ihrem Wunsch hinterhergelaufen, Schauspielerin zu werden. Wenn man bedenkt, wie dumm so etwas auf andere Menschen wirkt, finde ich es schon erstaunlich, dass sie nicht aufgegeben hat. Vielleicht hat sie ihren

Freund oder Lebensgefährten auch einfach so früh kennen gelernt, dass sie sich aus dem väterlichen Umsorgtsein direkt in dessen gelegt hat. Der war doppelt so alt wie sie und sie durfte nicht mal ihr Namensschild an seine Tür kleben. Er war selbständig und achtete vielleicht auf seine bürgerliche Fassade. Hinter der Tür aber schien er seinen Gelüsten freien Lauf zu lassen. Einmal während der Übungsstunden umfasste ich Mañu mal. Sie hatte ein kurzes Oberteil an und kein Hemd darunter. Ich fühlte einen schorfigen Fleck auf ihrem Rücken in Höhe der Taille, und ich machte mir Gedanken, wie man denn da bitte so einen Fleck bekommt. Ich sah auch eine Körperhaltung vor mir, auf der sie dann ja wohl hin- und hergeschubbert sein musste. Mir fiel nur ein Begriff zu diesem schorfigen Flecken ein: Ein Schandfleck. Und obwohl sie zumindest rein äußerlich ein Engel war, hat ihm sein ästhetisches Gefühl, wenn es mit der Liebe schon nicht so doll gewesen sein sollte, nicht Anlass genug gegeben, sie auch dementsprechend zu behandeln. Ihr kann es nicht viel Spaß gemacht haben, schließlich tun Abschürfungen ja weh, aber vielleicht bilde ich mir das alles ja auch nur ein, und sie hatte eben Neurodermitis. Ich fragte sie, was sie denn da habe, aber sie winkte nur ab: Lass man ...

Wir hatten schon ein sehr vertrautes, gemeinsames Gefühl entwickelt, als sie nicht mehr mitkam zu dem kleinen Kneipenbesuch, der sich immer an unsere Übungsstunden anschloss, und ich begann mich zu fragen, was dahinter steckt. Ich glaube, sie hatte nie wirklich richtige Freunde. Was auch immer daran Schuld gewesen sein mochte – sie erzählte ja auch nichts. Wir hatten auch keine gemeinsamen Treffen, nur wir zwei. Doch so spleenig ihr Berufswunsch auch war, ihre

Haltung gegenüber den anderen jungen Frauen in der Gruppe verriet doch ein gestörtes Verhältnis. Sie hatte bestimmt schon lange den Ruf der arroganten, eingebildeten Ziege, die sich mit Vergnügen an Männer wegwirft. Ich fühlte aber, dass auch sie nichts anderes als die Liebe suchte, nur scheinbar geriet sie immer an die Falschen. Männliche Aufschneidertypen, die Frauen als Spielzeuge und Sportgeräte sehen, als Haushaltshilfe oder Dienstmagd. So ist es mir denn auch nicht ein Ehre, ihr gefallen zu haben, aber ich glaube, es lag vor allem daran, dass ich eben in der Theatergruppe ein besonderes Ansehen hatte. Alles lief also ganz nach dem Brunftverhalten. Ich will mich auch nicht besser machen als ich bin. Wir passten schon ganz gut zusammen, wäre da nicht meine desolate gesundheitliche, finanzielle und berufliche Situation gewesen. Bzgl. meiner Beziehung gab es keine Schwierigkeiten mit Mañu. Was sie haben wollte entschied sie unabhängig von moralischen oder gesellschaftlichen Regeln.

Es wurde mir glücklicherweise auch wieder vollständig egal, dass mein Arzt mich darauf hingewiesen hatte, die Suche nach Partnerinnen auf der Basis ihrer äußeren Erscheinung habe keine bleibenden Wert. Es hatte mich erniedrigt und beschämt, dass er etwas, was mir schon so lange ich an Weiblichem interessiert bin, hinwendendes Staunen und Entzücken abgenötigt hatte, in den Dreck zieht. Der Spaßfaktor beim Schauen und angeschaut werden hatte den Touch einer Perversion bekommen. Nicht einmal die Freude meiner trotz alledem wachen Physis am optischen Reiz durfte ich haben. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte ich mich nach einer ehrenamtlichen Betreuerin umschauchen sollen. Das mit

der Liebe, das kommt dann schon. Und ginge ich dann mit einem solcherart geschlossenen Pakt gemeinsam mit einem auf konventioneller Basis ein Zusammengehörigkeitsgefühl gefundenen Paar an den Start, so würde seinen Betrachtungen gemäß nach sechs Monaten der emotionale Gleichstand erreicht werden, aber schon nach zwei Jahren hätte sich herausgestellt, dass meine, so auf rationaler Ebene gestartete Lebensgemeinschaft an Kultur, gegenseitigem Einfühlungsvermögen und Beständigkeit das Rennen vor den ehemals archaisch Verliebten gemacht hätte.

Diesem unglaublich kopfgesteuerten Partnerwahlverfahren zeigte ich also die Kehrseite. Was spielte es für mich für eine Rolle, wie die Kennzeichen des reifen, modernen Mannes aussahen, wenn ich es erstens nicht bin und damit auch keinen Wert darauf lege, und zweitens ich gefunden hatte, wonach ich nicht erst seit gestern suchte. Ich war verliebt. Was soll man da noch überlegen? Wäre diese Verliebtheit je wirklich zwischen Carmen und mir gewesen, ich wäre mir sicher, wir hätten auch Kinder bekommen, oder sie wäre desöfteren zumindest schwanger gewesen. Nach allem, was mir, uns, Fachleute signalisiert haben, ist die Verliebtheit und Liebe bei der Empfängnis von unschätzbarem, ja unersetzlichem Wert bis hin zur Bedingung. Wie kommt dann der Arzt dazu, eine mit Köpfchen arrangierte Verbindung zu favorisieren? Weiß er denn nicht, welches unermessliche Leid er damit der Frau aufbürdet, die in der Regel zumindest schon aufgrund der mit ihrem Körper harmonisierenden Wesenheit ein Kind will? Ich übernehme die Verantwortung für die lange Beziehung zu Carmen, aber die Leiden aus dem unerfüllten Kinderwunsch, wären ihr

wahrscheinlich erspart geblieben, hätte damals der Arzt bei Carmens und meiner Annäherung nicht mitgewirkt. Wessen Wesen es ist, sich seinen Partner mit Köpfchen auszusuchen, sei es aus Reife oder Enttäuschung, der mag dies tun, wenn er sich trotzdem verliebt. Ich aber richte mich lieber danach, was mein Herz mir empfiehlt oder meine Augen, die nicht mehr so dumm sind, auf jede „Miss“ reinzufallen. Ich schaue nach dem Charakter, und ich glaube an das, was mir der Augenschein verrät, und wenn mich eine Frau interessiert, dann kann sie auch sicher sein, dass mich ihre Erscheinung verückt und sich dementsprechend sicher fühlen. Nicht umsonst sind Frauen so an ihrem Äußeren interessiert. Einerseits für sich selbst, aber andererseits lieben sie es auch, für ihr Äußeres geliebt zu werden. Wie mag es da der armen Frau ergehen, deren Äußerlichkeit für den Mann ein Kompromiss ist, der rationale Aspekte in die Waagschale wirft und in einer geistigen Erörterung sie wählt. Die Frau will schön sein. Wenn sie draußen herumläuft, möchte sie, dass die Männer sie schön finden. Das ist ein ganz wichtiger Aspekt im Leben einer Frau. Damit wird sie glücklich. Die Frau, die das nicht weiß, und die dazu nicht steht, ist entweder hässlich, was meistens auch Teil einer Frustriertheit zum Thema männliche Beachtung ist (Liebe macht schön), sexuell gestört oder sie hat zuviel die „Emma“ gelesen.

Jede Frau kann allein dadurch glücklich sein, dass ihr Mann sie wunderschön, begehrenswert oder von besonderem, individuellem körperlichem Ausdruck findet. Man denke an den Gang einer Frau, der einem die Sinne raubt, ihr Lachen, der Ausdruck ihres Blickes, die Haltung, die Schönheit ihrer Stimme, der Gebrauch ihrer Worte oder deren nicht gebrauchen (müssen), die

Geborgenheit, die in ihrer Nähe entsteht, der Druck ihrer Hand, ihre Leichtigkeit beim Tanz, ihre Bemühungen, begehrenswert zu sei.

Das geliebt-sein beinhaltet auch immer das Äußere. Vielleicht habe ich meinen Arzt ja damals auch missverstanden, aber dann hätte er es mir auch besser erklären müssen. Seine eigene Ehe stelle ich deswegen aber jetzt nicht zur Debatte.

Die Gruppe wurde besser und besser, und KlauDi schaffte es mittels seines unerschöpflichen Kontaktrepertoires uns einen richtigen, bezahlten Auftritt zu verschaffen. Wir begannen dafür zu üben. Irgendwie passte es einmal, dass Mañu und ich ein Stück gemeinsamen Weges gingen. Wir hielten in einem lauschigen, menschenleeren von grünen Bäumen umstandenen Innenhof an und standen uns gegenüber. Genau in der richtigen Größe stand sie vor mir, zart wie sie war, und sah mich an. Der Redeschwall hatte ein Ende gefunden, und die Augen sprachen weiter. Als läge uns eine ganze zukünftige Epoche zu Füßen, fühlten wir uns als vom Schicksal eine Stufe höher gehoben und alle Sorgen und widrige Wirklichkeiten hatten an Bedeutung verloren – für diesen Moment. Eine Anziehung wurde spürbar, eine Bewusstheit des zumindest für diesen Augenblick Auserwähltseins umgab uns wie ein gemeinsamer Raum, und ich zog sie an mich. Sie sträubte sich nicht, im Gegenteil, sie lag an meiner Schulter, so ganz nah. Eine Hoffnung, dass alles, ja alles, was mich beschwerte sich in Luft auflösen würde, kam genauso schnell, wie sie abgelöst wurde von einer Kraft, die scheinbar aus dem Boden aufsteigend sich meiner

Glieder bemächtigte, und ich nahm ihr Gesicht in meine Hände und sie drehte es mir zu.

Endlich, ja endlich war er da, der Moment, den ich so vermisst hatte, jahrelang. Alles stimmte, und im Erfassen dieses Glücks küsste ich sie, hatte sie im Arm, wie alles, was ich mir je gewünscht hatte. Ich war endlich wieder vollständig, ganz, heil und klar. Mit dem Kuss schwappte über mir die Erinnerung wie eine Welle zu. Fünfzehn Jahre des Kampfes, der nicht selten einfach nur darin bestand, vor Einsamkeit, Schmerz und Furcht nicht umzufallen, lösten sich in Luft auf, und wie durch einen mir geheim gebliebenen Mechanismus der Zeitdehnung erschien mir die lange Zeit des Wünschens und Hoffens zu einem bösen Traum degeneriert, aus dem ich soeben aufgewacht war. Meine depressiven, neurotischen, psychotischen und manischen Erlebnisse hatten die Gewalt über mich verloren, als hätte es sie nie gegeben. Es gab keine Menschen mehr, die mir Ungemach bereiteten. Es gab nur noch *sie*.

Ich nahm sie in mich auf, saugte an ihr wie ein Vampir, leerte sie wie in einem Zug. Kontrollierte nicht die Bahnen meiner Hände auf ihrem Körper. Ich war ein Sog, ein Strudel, ein Wirbelwind des Herzens. Meine Wahrnehmung war ohne Reflexion. Ich hatte sie wieder, meine Liebe, und jedes jemals geführte krampfhafte Denken verschwand in einer Höhle im Boden, einem Versteck für die Maus, die ich nie war, und die ich mich bemüht hatte zu sein. Wie der Geist aus der Flasche gelassen (oder war's die Öffnung von Pandoras Büchse?) mittels eines Zauberwortes, dass sie nicht aussprach, das sie war, nahm ich endlich wieder den Raum ein, den Gott jedem Menschen offen hält, und den er nur zu betreten braucht.

So dürfen ein paar Zeilen der Widmung nicht fehlen:



Als es zuende war, war sie verwirrt. Ich fragte sie, ob ich vielleicht nicht doch etwas zu fordernd gewesen sei. Ich meinte, es hätte sich wohl eine Menge entladen. Ich wollte sie noch ein Stück zu ihrem Freund bringen, doch sie wollte allein gehen, und verschwand auf ihrem Fahrrad.

Die Woche drauf, meine Sehnsucht ließ mich kaum schlafen, sah ich sie wieder, und *ihr* war es wie mir gegangen. Auch ihre Sehnsucht hatte sie gepackt, und sie sah auch etwas neben sich stehend aus. Das war der Abend, als ich ihren Schandfleck fand. Sie war wohl die Woche zuvor zu spät nach hause gekommen, und war wohl auch zu malat gewesen, um ihrem eifersüchtigen Besitzer eine entsprechende Rolle vorzuspielen. Er wird seine Mittel gefunden haben, ihr Angst einzujagen, sollte sie sich mir weiter zuwenden, und so kam es auch.

Sie wusste, dass ich ihr keine Sicherheit bieten konnte, war selbst nicht in der Lage, für sich zu sorgen, liebte aber einen gewissen Lebensstandard. Um meine Krankheit ging es diesmal nicht, sagte mir das Gefühl. Sie wollte aber, so schien es mir, oder hatte es sich zumindest bei ihrem Freund ausbedungen, noch den Auftritt mitmachen.

Wir sahen uns ja nie außerhalb des Rahmens der Übungsstunden, doch ich war mir ihrer Liebe so sicher, dass ich nie daran gezweifelt hätte, und doch blieb meine unausgefüllte Sehnsucht für meine Psyche nicht ohne Wirkung. Ganz langsam, so peu à peu kam etwas in oder mit mir durcheinander.

Der Tag des Auftritts war gekommen, und Mañu und ich tollten wie die Kinder herum. Es war schon wie in der Kinderzeit mit meiner kleinen Freundin. Doch wir haben uns nicht geküsst. Ihr Kerl hatte sie gebracht und eierte irgendwo herum, nur wir wussten nicht wo. In der anschließenden Zeit nach dem Auftritt, ging es in den Übungsstunden nur noch ums Geld. KlauDi hatte sich wohl dreiviertel der Gage einverleibt, und uns mit einem Trinkgeld abgespeist. Mich interessierte das nicht besonders, schließlich war es das Erlebnis, das mir etwas bedeutet hatte. Ich sah es auch nicht vor mir, mich eines Tages davon ernähren zu können. Die anderen hingegen schon, und planten, ohne KlauDi und sein unschätzbares Kontaktreservoir auszukommen. Ich machte auch meine Bemerkungen, aber niemand hörte mich. Es hatte sie das Geld- oder Goldfieber gepackt.

Mañu kam dann seltener. Mein Verstand begann, aus der Kontrolle zu kommen. Ich kaufte mir ein völlig durchgeknalltes Motorrad, mit dem ich sie zu beeindrucken suchte, was selbstverständlich ohne Wirkung blieb. Auf so billige Scherze fiel sie nicht rein, obwohl der Charakter, den ich an ihr entdeckt hatte schon viel mit Freiheit und Hemmungslosigkeit zu tun hatte. Eigentlich wusste ich auch gar nicht, dass ich um Mañu kämpfte. Meine ewige reflektierende Bewusstheit hatte irgendwie ausgesetzt. Weiter auf pubertäre Weise ihre Aufmerksamkeit suchend lieh ich mir das nächste Mal einen Van, ein Familienauto, und ich muss schon sagen, heute ist es mir echt peinlich, davon zu erzählen. Sie begriff wohl langsam, dass ich neben die Spur geriet. Meine Krankheit, die früher lediglich eine Information für sie war, trat jetzt zutage, und die meisten der anderen Gruppenmitglieder erlebten so etwas zum ersten Mal.

Bremsen konnte mich jedenfalls keiner, und damit ist der Charakter dessen, was mir bevorstand, auch geklärt: Die Manie.

Ich machte mir die untere Wohnung in Carmens halb ererbten Haus zurecht. Die Mieter waren ausgezogen. Die Theatergruppe fand ihr Ende, weil auf einmal niemand mehr da war außer mir, auch KlauDi nicht. Mein Motorrad nahm mir mehrere Male halb das Leben, da sie immer Sprit verlor und der Motorblock damit vollief. In einer Kurve auf der Landstraße platzte der Motor, und ich weiß nicht, warum mir das herausspritzende Öl nicht den Grip nahm. Ich fuhr dann mit dem Fahrrad. In der Disko schlug ich mich, wurde des Lokals verwiesen, stänkerete draußen weiter, bis ein Türke brüllend hinter mir hersprintete, und ich ihm lachend wie der Leibhaftige entkam. Ich probierte mit meinen Tabletten herum bis zur achtfachen Dosis. Kein Arzt hatte daran gedacht, wie wenig sinnvoll Antidepressiva bei manischen Neigungen sind. Mein Arzt nahm meine Warnungen jedenfalls nicht ernst.

Auf einem Stadtfest sorgte ich dafür, das Carmen, Mañu, ihr Freund und ich an einem Biertisch standen. Ich berührte sie dann mit dem Bein oder dem Fuß und flehte mit Blicken um ihren Kontakt. Sie war natürlich nicht mehr interessiert, und gab mir später zu verstehen, dass ich sie wohl nicht mehr alle habe.

Unter unendlich enttäuschter Sehnsucht begann ich Liebe bei Nutten zu suchen. Anderer Frauen war ich ja offensichtlich nicht in der Lage habhaft zu werden. Liebe im Rotlichtmilieu - ein Unterfangen, wie es aussichtsloser nicht geht. Was immer die Damen auch gedacht haben mögen, manche waren auch wirklich im Eimer genug, um mein Streicheln und Kosen zuzulassen.

Eines morgens wurde ich sanft und hingebungsvoll von Carmen geweckt. Ich war richtig glücklich darüber und dachte mir bzw. schöpfte Hoffnung, dass nun doch noch alles gut werden würde. Das Carmen ihre zärtliche, offene, mir von Herzen zugewandte Seite entdeckt habe, und ich alles, was ich die ganze Zeit suchte, schon habe - Carmen, meine Carmen.

Doch ich hatte mich getäuscht. Carmen hatte das Gesundheitsamt angerufen und einen Arzt und dessen Assistenten kommen lassen, mich zu beurteilen und wenn möglich gleich mitzunehmen. Die saßen bereits in meiner Küche. Ich konnte es nicht glauben. Das erste mal hatte ich wirklich das Gefühl, von Carmen geliebt zu werden und da hat sie es nur gespielt, weil sie Angst vor mir hatte, ein schlechtes Gewissen hatte bzgl. dem, was sie mir da angeboten hat.

Die beiden (netten) Menschen vom Gesundheitsamt aber nahmen mich nicht mit. Auf Carmens Drängen hin nannte man ihr die Möglichkeit der Tagesklinik. Noch ganz benommen von dem morgendlichen Schock willigte ich ein, mit ihr dort einen Besuch abzustatten. Doch als man mich fragte, wie denn mein 'Betreuer' hieß, hatte ich die Nase voll. Ich wollte und brauchte keinen Betreuer. Die Damen meinten noch, das sei eine Routinefrage, aber ich hatte genug.

Die Enttäuschungen nahmen kein Ende. Ich verlor meinen Hausschlüssel und verdächtigte Carmen, mich aussperren zu wollen. Was blieb mir übrig? Eine Vision trieb mich nach Hamburg – natürlich Reeperbahn. Als Fertigster unter den Fertigen humpelte ich schmutzstarrend, schwarz und mit ungutem Gesichtsausdruck blicklos die Meile entlang. Verlängerte aus Geldnot mit den abgestandenen Bieren gelangweilter

Kunden die Aufenthaltsdauer in Bars, in denen zugekiffte oder -gekokste Nutten auf der Bühne an der Stange mit ausdrucksleeren Gesichtern ihre lustlos zur Schau gestellten jungen aber verbrauchten Körper zeigten. Ich hatte mir das Fußgelenk verstaucht oder gezerrt, als man mich auf die Bühne geholt hatte und ich heruntergefallen war.

Wie sollte ich in den Genuss zehnmündiger Gegenwart der geliebten und begehrten, hier einer Ware gleichkommenden Frau kommen, abgebrannt wie ich war? Ich beschloss mich als Stricher zu versuchen. Auf dem Weg zu der entsprechenden Straße überkam mich der Gedanke, dieses Milieu produziere doch dermaßen viel menschlichen Müll, da könne ich doch mit Glück etwas abstauben, verständnis- und liebevoll wie ich mich in Erinnerung hatte. Tatsächlich kauerte dann auch in einer Ecke mit glühenden Augen eine junge und vollkommen verwahrloste Frau, der ich mich auch schon langsam und vorsichtig zu nähern bemühte. Die schien aber nicht so begeistert von meinem Anblick zu sein und strauchelte davon. Mir wurde bewusst, dass sie mich für eine potentiellen Vergewaltiger gehalten haben musste. Ich war entsetzt, welche Antwort mir auf meine Erscheinung gegeben worden war. Ich war in Hinsicht Authentizität also noch weiter abgerutscht. Ich war ein Mr. Hyde meiner selbst, auch wenn ich innerlich nicht ansatzweise so empfand. Man würde mich immer falsch sehen, schien es mir, aber ich würde mein Wesen nicht den Vorurteilen anderer anpassen, vorher spränge ich von der Brücke. Gerade als ich in die entsprechende Straße einbog, schlug die Kirchturmglöcke ein Mal. Den Schauer, den das bei mir verursachte verdrängte ich. Meine Gedanken waren weiter gegangen. Ich wollte dort

bleiben. Dort in der unmittelbaren Umgebung der Reeperbahn. Sie schien mir wie das Mekka der Irren, Ver zweifelten, Gescheiterten, Mutierten einer seelenamputierten armutsstarrenden, endzeitähnlichen Gesellschaft der Aussätzigen. Vielleicht ein zuhause für mich. Dort, wo Gesellschaft, Moral und Normen nichts galten, wo der Mensch nur noch ein Geschüttelt Etwas seiner kranken, gesunden oder pervertierten Regungen seines Gemüts ist, da wollte ich die Freiheit finden vor allen Ängsten und Fesseln, die mir das Leben eingebracht hatte.

Doch es kam anders, der erste potentielle Kunde, den ich ausgespäht hatte, und den ich verfolgte wie ein hungriger Wolf oder eine Hyäne schrie mir irgendwann ein Weg! Weg! entgegen. Damit beendete ich diese Karriere.

Über eine Nacht im Hafenkrankenhaus, in das mich freundliche Menschen aufnahmen, sei nicht viel mehr berichtet, als dass dort Horrorgestalten einsaßen, die dem befreundeten Gefolge Quasimodos zur Ehre gereicht hätten, und denen die Psychose ein Entwicklungsschritt zu sein schien, der sich direkt der Adoleszenz anschloss.

Der Wunsch nach meinem Haustürschlüssel wurde mir von Carmen verweigert. Ich ging zur Polizei, da ich mir eines gesetzlichen Anspruchs auf den Ort, wo ich beim Einwohnermeldeamt gemeldet war, sicher war. Dort erwartete man mich bereits. Carmen hatte mit Unterstützung Heinrichs darum gebeten, für meine Einlieferung in die Psychiatrie zu sorgen, wenn sie denn meiner habhaft würden. Ich ließ die alle ein bisschen zappeln, da ich ja noch immer klar denken konnte, nur mit dem Unterschied, dass ich mich von keinerlei Reflektionen über die gesellschaftliche Akzeptanz

meines Handelns mehr scherte. Und eigentlich wäre die Zwangseinweisung auch gar nicht durchzukriegen gewesen, aber leider hatte ich es mit einem ziemlich hohen, psychiatrisch engagierten Tier zu tun, das sich nicht die Blöße geben konnte, mich gehen zu lassen, und so kam ich dann per Rettungswagen ins Krankenhaus.

Dort angekommen setzte ich alle Hebel zur Rücknahme meiner Zwangseinweisung in Bewegung, soweit mir das möglich war. Carmen sorgte für mich mit Kleidung, aber sie setzte mich auch über ihren Scheidungswunsch, dessen Umsetzung sie schon begonnen hatte, in Kenntnis. Nach drei Wochen und mit der Erkenntnis, dass mir vom Krankenhaus die Post, die auch die Rücknahme meines zwangsweisen Aufenthalts in der Psychiatrie enthielt, vorenthalten worden war, kam ich frei. Mit unglaublichen medikamentösen Dosen, die mir eher zur Sicherheit der Gesellschaft vor mir, als zu meiner persönlichen Heilung verordnet worden waren, lebte ich dann ein paar Wochen bei meinen Eltern, die einfach nur noch traurig und sprachlos darüber waren, wie es mir ging, was aus mir geworden war, und was ich in meinem Leben alles erleiden musste.

Dann rief auf einmal Carmen an, dass sie es ohne mich nicht aushielte. Alles unter Tränen und leicht berauscht. Ich sah in meiner Zukunft nur noch ein schwarzes Loch, und so willigte ich ein. Unser Treffen begann mit einem Kuss von so sagenhaftem Gefühl, das ich wieder dachte, jetzt wird alles gut. Wir verständigten uns aber darauf, getrennt zu wohnen und die Scheidung trotzdem durchzuziehen. Sie hatte Angst, dass meine Krankheit es irgendwann veranlassen würde, dass ein Gericht sie zu meiner langjährigen, kosten- und nervenintensiven Pflege verurteilen würde. Das konnte ich verstehen, wenngleich

das mein Selbstwertgefühl nicht unbedingt hob, aber das war ja eh im Keller und ich scherte mich nicht mehr darum.

Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt bei meiner lieben Bekannten Dörte aus früheren Zeiten fand ich endlich eine Wohnung, in der ich mich dann erst mal erholte indem ich sie in mehrwöchiger Arbeit, so wie es meine Kräfte zuließen, renovierte. Mittlerweile hatte die, sich an eine Manie anschließende Depression eingesetzt, die entsprechend der Stärke der Manie gewaltig war und ~2 Jahre dauerte. Ich lebte quasi als Tablettenjunkie, denn auf natürliche Weise lief bei mir nichts mehr. Trotzdem habe ich mein Bestes gegeben, der Krankheit ein Schnippchen zu schlagen. Ich war frei und nicht im Krankenhaus, wo ich immer riesige Angst hatte, nie mehr herauszukommen, so wie es beim ersten Mal fünfzehn Monate gedauert hatte und dann auch wieder nur ein Glücksfall mich ins Leben zurückbrachte. Das war meine Meinung von mir. Ärzte würden nicht mehr die Verantwortung einer Entlassung übernehmen, mit dem Effekt, dort bleiben zu müssen bis ich 'Gemüse' wäre. Ich hatte solches 'Gemüse' gesehen, und ich wusste, nur der eigene Lebenswille bringt einen da raus. Die Behandlung ruiniert den Menschen mit der Zeit ganz langsam aber unter großen seelischen Schmerzen. Setzt erst einmal die Hospitalisation ein, will man nicht einmal mehr raus. Man hat Angst davor, traut es sich nicht mehr zu - selbst wenn der Weg nach draußen nur volltrunken oder unter chemischer Keule stehend über vielbefahrene Autobahnen, Eisenbahngleise und Rollbahnen gegangen wäre – lieber das als 'Gemüse' werden.

Nicht jeder Mensch, der in die Psychiatrie geht, erfährt das so wie ich, aber ich habe Angst dort – vor den

Patienten, den Ärzten, ohne Einflussnahme auf die Medikation zu sein, vor der gesetzlich verankerten Möglichkeit zur Freiheitsberaubung auf ärztlichen Wunsch, vor dem Aufquellen durch das Essen und den in nicht gerade zaghafter Weise verordneten Medikamenten, vor dem eintönigen Tagesrhythmus, den fehlenden spannenden Gesprächen, der Trennung verliebter Patientenpaare, der nicht enden wollenden Dauer, der Unkenntnis und Unklarheit über den Entlassungstermin, und auch vor der Vermittlung des Gefühls, gar kein vollwertiger Mensch zu sein, der Distanziertheit, der wenigen ärztlichen Aufmerksamkeit und dem Verschütten von all dem, was mich erst zu dem macht, was ich bin.

Vielleicht ist das heute anders. Ich war schon lange nicht mehr dort, aber ich habe trotz der verordneten Therapien, über dessen Wirksamkeit ich immer noch vollkommen im Unklaren bin, die Psychiatrie als einen Ort der Aufbewahrung, einer Vorhölle, empfunden. Was mir letztlich wirklich half, war glaube ich der, wenn auch erzwungene Kontakt zu den Mitpatienten, den Leidensgefährten, den Gleichgestellten.

Ich habe verstanden, dass ich mit etwas Geschick und Sachkenntnis meine Anfälle von Krankheit selbst heilen kann. Ich weiß, wie viel Geduld dazu gehört, wie viel Mut und welche Bescheidenheit, und ich bin mir dabei selbst der beste Pfleger. Das einzige, was ich mir nicht ersetzen kann, ist die Gemeinschaft mit anderen Menschen. Ich bin ziemlich viel allein, aber wenn ich will, kann ich jemanden sehen. Ich brauche nur anzurufen und loszugehen.

Die Sehnsucht nach Liebe (ich glaube ich habe genug geschrieben, was ich damit meine) erfüllt sich auch nicht

in der Klinik. Meistens verstärkt sich nur die Sehnsucht, denn es ist ja wohl klar, dass es auch dort haufenweise hübsche Frauen gibt, doch es ist nicht der Wunsch der Ärzte, das derart befindensverzerrende Ereignisse, wie die Verliebtheit oder gar tatsächliche gegenseitige Zuwendung, das Krankheitsbild beeinflussen bzw. unübersichtlich machen.

Mañu war mittlerweile zu einer Art Phantom geworden. Nicht selten wälzte ich mich nächtelang im Schmerz, den dieser eine Kuss, bzw. die nicht fortgesetzte Liebschaft, verursacht hatte. Die Beziehung zu Carmen hatte sich wieder normalisiert. Sie ging ihrem geregelten Leben nach, meine Gesellschaft erhielt sie am Wochenende.

Ich kenne mich nicht mit langjährigen Beziehungen aus, aber mich stellte die relativ emotionsfreie Beziehung zu Carmen nicht zufrieden. Der heißen Küsse waren es jetzt zwei oder drei so lange wir uns kannten. Die Sicherheit meiner Anwesenheit reichte ihr aus. Streitigkeiten zwischen uns nahm sie immer mehr wie den Umgang mit einem quengeligen Kind. Ich wurde mir selbst peinlich und stellte all das ein. Wenn ich etwas ändern wollte, so schien es mir, müsste ich sie eben verlassen. Sie war eben die Stärkere, so wie alle anderen auch die Stärkeren waren. Wer sich der Befriedigung seines Liebes- und Harmoniebedürfnisses sicher ist, merkt nicht seine Abhängigkeit davon. Ich gab ihr, was sie brauchte, aber ich bedurfte mehr, als ich bekam.

Mein Leben war zu einer einzigen Erniedrigung geworden, an der niemand Anteil nahm. Meine Tätigkeiten in meiner Wohnung und an meinem Wohnort arteten wieder einmal aus. Mit Erfindungen und deren Patentierung, meiner wiederaufgenommenen Suche nach

dem heiligen Gral der Zeitdehnung und dem Umsetzen meiner liebstechnischen Fehlschläge in Lyrik und Poesie war ich hinreichend beschäftigt, aber meiner Depression half das nicht auf die Beine. Erst mit dem Eintreten von Larissa fand mein Leben wieder statt. Das Spielen, Toben und Kümmern befruchtete mein ausgetrocknetes Herz.

Damit trat auch Mañu wieder in mein real wahrgenommenes Bewusstsein. Mehr und mehr gab ich ihre Phantomidentität auf. Ich zog zurück zu Carmen, auch um mich mehr um Larissa kümmern zu können. Larissas therapeutische Wirkung auf mich war mir dabei aber sekundärer Natur. Ich wollte einfach da sein, wenn sie kam.

Da ich jetzt auch manchmal, oder auch ganz normal, wie jeder andere auch, in die Stadt ging, sah ich auch Mañu manchmal. Die hatte sich von ihrem grässlichen Kerl getrennt, und tat sich jetzt unter Männern ihres oder eher jüngeren Alters um. Doch sie geriet immer noch an die Falschen. Die Männer wechselten häufig, wie ich mitbekam, und irgendwie dachte ich mir, vielleicht habe ich ja noch eine Chance. Es waren drei Jahre vergangen, und man kann wirklich nicht sagen, dass wir miteinander bekannt gewesen wären. Auch erhielt ich eher den Eindruck, dass es ihr leid tat, dass es mir so schlecht gegangen war ob ihrer Entscheidung, damals ihrem Kerl den Vorzug gegeben zu haben.

Man kann so sagen, dass ich im Verlauf von zwei Jahren dreimal da aufgekreuzt bin, wo sie sich im Laden ihres Ex-Lovers immer noch eine Mark dazuverdiente. Sie war nie besonders begeistert, wenn auch höflich, aber unverbindlich. Sie sah so gut bis besser aus wie früher, und ich war nicht imstande zu begreifen, dass mein

Leben mit mir Sachen veranstaltet hat, die sie mir als Lebensglück untersagte. Was nutzte es mir, nachzutrauern in dem Stile, mir mich vorzustellen, wie ich gewesen wäre ohne die elende Geißel meiner Krankheit und dann quasi vor dem geistigen Auge sie und mich in Aussehen, Persönlichkeit und Herkunft zusammenzufügen und zufrieden sagen zu können: Das hätte aber auch gepasst!

Beim letzten Mal wies ich darauf hin, dass sie ja bei dem (mir vor ihr schon lächerlich erscheinenden) Kuss nicht ganz unbeteiligt gewesen sei. Mir schien, im Hinblick auf mich, dem was sie von mir wusste und scheinbar sogar auch dem Ruf, den ich in der Stadt hatte, sagte sie „Weiß ich auch nicht, wie mir das passieren konnte.“, als wenn das der erniedrigendste Moment ihres gesellschaftlichen Lebens gewesen sei.

Ob sie es nur tat, um nicht ständig in der Unsicherheit zu leben, ob ich nach Monaten auf einmal wieder fünf Minuten bei ihr aufkreuze, oder ob es aufrichtig war; sie hat es gesagt, und für mich brachen die letzten Bastionen meiner inneren Festung, die mein Selbstbild geschützt hatten, ein. Doch das Leben geht immer einfach so, brutal und gnadenlos weiter. Da gibt es keine Pause.

Jetzt ist sie wieder ein Phantom und gesellt sich zu einigen anderen, nach denen ich mich sehne, von denen ich aber nicht mehr zu träumen wage. Doch ich glaube an Wunder.

Jaña hieß die Frau, die die ganze schauerliche Zeit mit Mañu in meinem Herzen überdauert hatte. Auf sie war mein Auge vor Mañu gefallen und der Gedanke an sie fing mich auf, als mein Selbstbild mehr als nur Risse bekommen hatte. Wegen ihr hatte ich vor Jahren das

Schreiben begonnen. Was ich vorher gemacht hatte glich mehr einem Ausdruck des Wunsches, zu schreiben. Jaña arbeitete in einem kleinen Tabakladen zur Aushilfe. So gab es immer die Möglichkeit, sie mal zu sehen – eben Tabak kaufen. Jaña hat mich gelehrt, nicht zu verzweifeln, wenn man nicht bekommt, was man am Nötigsten braucht. Ich verehrte sie schlicht zu sehr, um der Meinung sein zu können, bei ihr zu landen. Jaña war es auch, die die Adressatin meiner Inserats- und Briefaktion war. Sie war der Nachbrenner meiner erlöschenden Beziehung zu Carmen. Wir haben nie wirklich miteinander gesprochen, doch wen man sich zum Schutzengel aussucht, bleibt ja glücklicherweise immer noch Privatsache.



Es konnte ein Jahr und länger her sein, dass ich sie das letzte mal gesehen habe, und sie grüßte, als ob wir uns kennen würden, auch wenn Carmen dabei war, und das war leider immer der Fall. Diese 2, 3, 4 mal, die wir uns so außerhalb des Tabakladens sahen, waren wertvolle Sekunden, von denen ich in meiner desolaten Verfassung von Herz und Hirn zehren konnte wie das Kamel, dass auf dem Lehmbrocken herumkaut und –lutscht, um nicht zu verdursten.

Diese Sekunden waren es, in denen meine Gedanken sich einmal kurz entspannen durften. Gelöster Gesichtsausdruck, geistige Anspannung um mehrere Level gefallen, positive Lebenseinstellung, positives Selbstbild. Eine Wirkung, die irgendwo zwischen mystisch und biblisch anzusiedeln ist. Meine Madonna

eben – soll`s mir doch egal sein, ob man so nicht denken soll! Ich hatte auch Krampfanfälle gehabt, die immer unter großer geistiger und seelischer Anspannung auftraten. Danach war ich auch immer so gelöst – aber das ist nicht zu vergleichen. Ich merkte immer schon Wochen vorher, wenn mein von der Spannung erschöpftes Gehirn nicht mehr willens und in der Lage war, dass noch lange auszuhalten, und dann entspannte es sich eben auf die besagte, gesundheitsschädliche Weise, abgesehen davon, dass man bei so was auch sterben, ersticken kann.

Wie, wenn nun Jaña mir ein paar dieser Anfälle erspart hat? Ist es dann nicht egal, welcher irrealer Traum sie für mich war, welche lächerliche Fixierung das eingebildete Verhältnis zu ihr? Seit fünf Jahren bin ich frei von der Epilepsie, und das zählt.

Ernsthaft habe ich mit dem bewussten Überlebenskampf begonnen, als ich mit dem Erhalt des Vordiploms beschloss, meine Seele irgendwie (und zwar wirklich irgendwie) zu retten. Es ging mir nämlich furchtbar, und ich war ja auch in dem Alter (23), in dem psychische Krankheiten so im Allgemeinen ausbrechen. Ich machte mit einem Freund, nachdem ich es alleine nicht geschafft hatte, eine lange, weite Reise mit dem Auto in Gebiete der dritten Welt mit all ihren Krankheiten. Abgesehen davon, dass wir uns die ganze oder zumindest einen erheblichen Teil der Zeit stritten, was nicht unanstrengend ist, flogen wir nach acht Wochen wieder nach Hause und bekamen fast gleichzeitig Malaria. Man hat mich mit Mengen nicht vollständig getesteter Medikamente vollgepumpt, und ich überlebte. Doch leider trat dann sechs Wochen später eben ein Krampfanfall zutage mit dem für meine Eltern

entsprechenden Schrecken. Man mag ja denken, was man will, und ich will es auch gar nicht so sehr auswalzen, aber die psychischen Schwierigkeiten, fingen da erst an richtig groß zu werden, und der Selbstmordversuch folgte ein halbes Jahr nach der Malaria. Krampfanfälle (Epilepsie) hatte ich da noch drei vor mir, bis sie dann verschwanden. Vielleicht mit Jañas Hilfe, womit sie sich um ein paar Zeilen verdient gemacht hat:



Tatsächlich drehte sich auch einmal mein Gesichtsfeld weg, als ich realisierte, dass sie mir entgegenkommt. Ich weiß nicht, wie sie das gesehen hat, wie das ausgesehen haben mag. Monate später aber grüßte sie wirklich herzlich und offen und vernehmlich – trotz Carmens Gegenwart. Ich blieb bei solchen Gelegenheiten meistens stumm. Ich war einfach sprachlos, formte mit dem Mund die Worte, aber es trat kein Laut hervor. Es kam mir immer vor wie die Überschneidung meiner inneren, unwirklichen Welt mit der wirklichen. Das habe ich so schnell nicht geschnallt, habe ich doch dicke Mauern zwischen meinem Inneren und der Realität gebaut, die auch gut so sind, denn es führt ins Chaos, diese hüben und drüben verschiedenen ungeschriebenen Regeln zu mischen, wie wahrscheinlich jeder weiß.

Mit dieser Spaltung des Bewusstseins ist nicht die Schizophrenie gemeint. Es ist das Übliche, was jeder mehr oder minder kennt, so wie mir mal ein freundlicher Scheidungsanwalt sagte: „Wir sind doch alle ein bisschen schizophr, oder?“

Gnädige Menschen, oder welche, die ihr schlechtes Gewissen beruhigen wollen, wie z.B. meine Familie, behaupten daher, meine Krankheit käme von der Malaria. Eigentlich glauben weder ich noch mein Arzt daran, dass dem so sein könne, aber wer weiß? Vielleicht war es der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, der mich damals den schmalen Grad vom grünen zum roten Bereich überschreiten ließ.

Von meinem Arzt und meinen Krankheitserfahrungen weiß ich, dass ich im Mittel genau auf dem Grad stehe, immer leicht in den einen oder den anderen Bereich pendelnd. Meine Hoffnung ist, dass das eh schon geringe Pendeln irgendwann aufhört, und ich endlich weiß, woran ich bin (hoffentlich im Grünen).

Eigentlich war Harry ein Wunder, zumindest in meinem Leben. Bei ihr war ich vollständig zufrieden, und weil ich das später nie wieder so erfahren habe, machte ich mir irgendwann Gedanken, woran es denn nur gelegen haben könnte. Die vielen kleinen Dinge, die sie tat, waren so liebevoll, und ich habe das damals gar nicht bemerkt. Doch sie haben ihre Wirkung gezeigt.

Sie litt immer sehr unter ihrer zehn Monate (!) jüngeren Schwester. Nicht das Harry nicht hübsch gewesen wäre, aber ihre Schwester war eben noch zierlicher, noch verträumter und noch rätselhafter, mystischer, und wurde wohl vom Vater auch vorgezogen.

Das Gemeine aber nun war, dass ich mich eigentlich erst in die Schwester verguckt hatte, und erst Wochen später auf einer Party feststellte, dass die Schwester schon vergeben war. Aber da war dann eben Harry da, und sie fing sofort dieses Lied von ihrer Einfühlsamkeit an zu spielen, was ich aber erst heute verstehe. Das unser

Kontakt von der ersten Sekunde an so harmonisch war, geht, glaube ich, nicht unbedingt im Besonderen auf mich zurück. Wenn man davon redet, eine Frau sei beim Tanzen leicht wie eine Feder, so beschreibt das ungefähr das Gefühl, das Harry fähig war einem Mann zu vermitteln, und zwar nicht nur beim Tanzen, auch im Gespräch, bei Unternehmungen, beim Fernsehen, essen, und, und, und (besonders *und!*).

Harry die beiden Male, ob nun das erste oder zweite Mal, zu verlieren, tat so unendlich weh, dass es sich nicht nur auf die besondere Verletzlichkeit im Zusammenhang mit meiner Krankheit oder genetischen Beschaffenheit zurückführen lassen kann. Dieses unglaubliche Gefühl, als ich sie nach eineinhalb Jahren wieder in meinen Armen hatte, ihren langen schwarzen Zopf in der Hand, und ihr Gesicht mir entgegenhebend, werde ich nie vergessen. Es ist in meinem Mandelkern abgespeichert wie auf einem ROM.

Heute glaube ich, sie hat immer gewusst, was sie tat, und wie es auf mich wirken würde. Ohne jede rationale Ausbildung hat sie einfach immer gefühlt, was mir gefallen würde. Es hat ihr Spaß gemacht, mich täglich zu verführen, zu was auch immer. Und sie hat die Zuwendung, die sie dafür bekommen hat, genossen. Es hat ihr das Gefühl gegeben, mit ihrer Schwester gleich auf zu sein, ebenso geliebt zu werden.

Nach mir hat sie niemand mehr so erlebt. Ihre Hingabe an mich bekam keiner mehr in dieser Ausschließlichkeit. Sie hat sich losgemacht von der Abhängigkeit, Liebe und Wert ihrer Person mit ihren eigenen Fähigkeiten zu erarbeiten. Sie war mit Hardy zusammen, aber sie ging ständig fremd. Hardy hat das das Herz gebrochen, und er schweißt heute immer noch in irgendeiner oder seiner

eigenen Klitsche Autos und Motorräder zusammen. Das hätte man von ihm so nicht erwartet. Doch außerdem ist er ja noch ein Scheidungskind, worunter auch ich noch gelitten hatte.

Harrys Fähigkeit, einen Mann so rund herum glücklich zu machen, erfuhr auch noch ein anderer, den ich später kennen lernte. Ich hatte ihm von ihr erzählt, und wenig später durfte er sie dann auch mal kosten. Kurz darauf war er dann auch im Eimer.

Ich glaube, mit Harry verbindet mich heute etwas. Die Fähigkeit, zu spüren, was der andere braucht, es zu tun, und mit der Reaktion des anderen wie einen Lohn die Selbstbestätigung (ja, und auch Macht) zu bekommen etwas Besonderes, Einzigartiges und Verehrtes zu sein. Ob es sich dabei um, na klar, sexuelle Dinge handelt, Gespräche, Worte, im Stande des Begleiters/ Begleiterin wie der verlängerte Arm des Willens des anderen zu sein, Wachs in seinen/ ihren Händen, Bewunderung spendend und alle diese kleine Dinge, wie Harmonie im Geschmack, zu lieben, was der andere liebt, Gemeinsamkeiten zuzulassen, die es vorher nicht gab, umhüllen den anderen/ die andere, wie ein wunderbarer weicher, warmer Nerzmantel (und das ohne Tierquälerei, aber mit einem viel stärkeren Gefühl des Reichtums).

So, aber wegen der langen Dauer von Carmens und meiner Beziehung, zeitweise/ periodisch nicht ganz uneingeschränkt, muss Carmen mich empfunden haben. So wie es mir damals Harry gab, und ich es mir immer, immer zurückwünschte, wie es sogar Zeiten gab, in denen ich mir in meiner Einsamkeit und meinem Verlassensein ihre, von mir in der Erinnerung nur noch als allumfassende Zärtlichkeit wahrgenommene, Gegenwart in Gedanken und Handlungen zu ersetzen

suchte, gab ich es an Carmen weiter. Gut, mit meiner Krankheit habe ich die besten Voraussetzungen für ein Einfühlungsvermögen von dieser Kategorie, aber niemand kann von der Hand weisen, dass ein guter Lehrer hilft, Anlagen zu fördern und zur Reife zu bringen.

Ich hatte Angst, Carmen mit meinem Gehen so weh zu tun, wie Harry mir damals. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wie ich es verhindern könnte. Die Notwendigkeit, sie zu verlassen, wurde immer drängender, und damit die Beurteilung einer Gelegenheit dazu im Hinblick auf die Eindämmung einer Verletzung für sie immer weniger streng. So kam es dann eben, dass ich sie überhaupt verlassen habe. Mein Wunsch, vor ihr als guter Mensch dazustehen, auch wenn ich gegangen wäre, hätte mich immer daran gehindert. Dieser Wunsch sitzt so tief, dass all die Liebe, die ich ihr gegeben habe nicht in ihrer Ehrlichkeit angezweifelt werden kann. Es ist mir ein Motiv, das für mein Leben von ähnlicher Wichtigkeit ist, wie all die Grundbedürfnisse, die selbst die Wissenschaft anerkennt. Das Gefühl für Carmen, auch wenn es streng genommen auf einem eigenen Bedürfnis gründete, war echt.

Es ist sehr schlimm und belastend für mich, mit anzusehen, wie Carmen leidet. Kranke meiner Sorte haben zu alledem auch noch ein Abgrenzungsproblem. Sie haben ihr Glück mit dem des Partners vermischt und können nicht glücklich sein, ohne dass er es auch ist. Es ist ein Verhängnis, und es hat unsere Beziehung viel zu sehr in die Länge gezogen. So schlimm es für Carmen auch sein mag (sie will keine anderen Männer sehen, obwohl sich einige wirklich nett bewerben), sie findet keine emotionale Resonanz bei Freunden und Familie,

sie will nur noch anders sein, als sie sich mir gezeigt hat – es ist dennoch jetzt das richtige. Mit jedem Tag unserer Beziehung ist die Verstrickung größer geworden. Irgendwann war mir aufgefallen, dass ich nicht mehr wusste, wo ich aufhöre und sie anfängt.

Zu allem Übel hat Carmen auch noch ein Alkoholproblem, wie sie mir gestand. Mit fünf trank sie schon Rotwein. Seit sie acht war gab's regelmäßig 'nen Eierlikör. Alkohol gehört zu ihrem Leben, wie bei mir die Zigaretten. Sie trank, bevor wir uns trafen. Sie hat damit nicht aufgehört, als wir zusammen waren. Trinken mit dem Grund, etwas herunter zu spülen, macht noch mehr Spaß, besonders, weil man dann nicht so auf die konsumierte Menge achten muss. Seit der Fehlschwangerschaft bestand sowieso ein Dauergrund, und jetzt mit der zerbrochenen Lebensgemeinschaft sowieso.

Sie hat heimlich getrunken. Man hat es ihr nicht angemerkt. Es gab mal eine Zeit, da sagte ich ihr immer, wenn sie nach Alkohol roch. Das war ihr dann peinlich, und von da an roch sie nur noch selten danach. Doch ihre Haltungen, es gab nur zwei, haben sich nicht geändert. Entweder war ihr alles egal, was ich zu ihr sagte - ging zum einen Ohr rein und zum anderen raus – oder sie rastete aus und brüllte, oder aber, und das war die, die *ich* dann doch meistens bevorzugte, auch wenn ich nicht sah, dass sich irgendwelche ihrer Synapsen dabei bewegten, ich ging auf sie ein, war einfühlsam, mitfühlend, begleitend, helfend, unterstützend und nahm ihr Dinge ab. Jedes Gespräch aber, dass eine Einsicht oder Erkenntnis erforderlich gemacht hätte, war zum Scheitern verurteilt. Ich war Beichtvater, Psychologe, Vater, Opa, Sohn, Freundin, praktischer (und wenn ich es nicht mehr

ertragen habe auch theoretischer) Sexualtherapeut, Computer, Handwerker, Begleiter, Schatten, Spiegel, Krankenschwester, Pfleger, Sklave, und wenn es gar nicht anders ging auch noch Mutter und zwar ihre Mutter, nicht die, die ich bevorzugt hätte. Manchmal machte sie mich auch zu ihrem Bruder, zu dem sie gar kein gutes Verhältnis hatte.

Nach außen war es immer Carmen, die das gute Bild abgab, die geachtet und anerkannt war, die das Geld verdiente, der sämtlicher Besitz gehörte, die von der Familie geliebt und bevorzugt wurde, und als deren Anhängsel ich erschien. Oft hatte ich das Gefühl, andere würden meinen, ich hätte Carmen mit Sex an mich gebunden, so nach dem Motto: „Der scheint ja nichts zu können. Was kann sie schon bei ihm halten?“ und als ich Nina Hoss in „Das Mädchen Rosemarie“ sah, war mir, als habe ich ihre Rolle, würde ausgehalten, um diesem kleinen, offiziell immer wieder unterbewerteten Teil des menschlichen Daseins, dessen man sich eigentlich gar nicht zu schämen braucht, zu dienen. Mein Lebensstandard, meine Einfühlsamkeit – und vielleicht auch Attraktivität – zusammen mit dem Sportwagen, den ich zum Unglauben anderer selbst bezahlt hatte, meine gesellschaftliche Missachtung in Verbindung mit meinem Charme und der sexuellen Animation brachte mich in den niederen Stand eines Sexsklaven mit dem Nebeneffekt der mentalen Stütze, wie es die Merkmale der Gespielin des reichen Herrn sind. Ausgehalten und nebensächlich, ein Haushaltsgerät eben, nicht ernst zu nehmen und mit dem Esprit eines Paradiesvogels im Parka inmitten eines Aquariums voller grauer Heringe, die im führerlosen Schwarm einem unbekannten Ziel folgend im Kreis schwimmen.

Auch Harry war damals ein bisschen mein Anhängsel. Es stärkt schon ungemein, so etwas zu haben. Doch für mich als Mann in dieser Position, zusammen mit den Benachteiligungen meiner Krankheit, ob nun gesundheitlich, beruflich oder gesellschaftlich, bei all der Mühe, die ich mir mit Carmen gab, war es ein Zustand der unmöglich zu beschreibenden, ununterbrochenen, pausenlosen, erniedrigenden und komplett unbeachtet gebliebenen Sisyphusarbeit.

Es ist dies natürlich eine subjektive Ansicht. Zu einer Objektiven würde es bestimmt helfen, Carmen zu hören. Dennoch, meine Situation stellte sich mir so dar, und was das mit mir gemacht hat, ist nicht am objektiven Modell zu ergründen. Es sind meine Empfindungen, die mit mir gemacht haben, was sie gemacht haben. Nur auf dieser subjektiven Grundlage kann man mich verstehen, kann man jeden verstehen.

Mir ist aufgefallen, welch wunderbare Zuwendung Menschen bekommen, die ihre Gefühle authentisch, oder vielleicht auch übertrieben darstellen können. Carmen gehört zu den Menschen mit solchen Fähigkeiten. Eigentlich soll die ja jeder haben, aber mir wollten sie sich, zumindest in der Beziehung mit Carmen, nicht erschließen. Ihre Gefühlsausbrüche, die nicht immer freundlich waren, machten mir Schuldgefühle, und ich wurde immer unsicherer, ob ich überhaupt ein Recht auf meine Gefühle hatte.

Ich bemühte mich sowieso schon immer, alles objektiv zu sehen – Carmen, mich, uns. Herausgekommen ist dabei, dass ich nur versuchte, den Charakter meines Vaters zu assimilieren. Bei der mittels meiner Erkrankung gesteigerten Wahrnehmungsfähigkeit und

Verletzlichkeit ergibt das eine tödliche Mischung. So geschah es dann auch zum Ende hin, dass ich einem Außenstehenden eher wie ein geistig- oder sonst wie Behinderter vorgekommen sein muss. Gerne katatonisch herumsitzend oder liegend, im Stehen und Handeln klapprig wie ein Parkinsonkranker, ängstlich, starren Blicks mit geweiteten Augen und scheckiger Gesichtsfarbe, schutzlos und hilfsbedürftig. Blöd waren die Selbstmordgedanken. Wenn sie auch beruhigen, so sind sie dennoch gefährlich.

Während dieser Zeit, habe ich mir innerlich den Menschen bewahrt, als den ich mich kenne. Die Zeit, die ich so verbringen musste, habe ich nicht an mich herangelassen. Eben wie der Same im Wüstenboden habe ich einfach nur noch besserer Zeiten geharrt. Ich wusste was mir fehlte. Ich wusste, ich kann mir das nicht holen. Ich hatte Angst vor dem Alleinleben, aber ich konnte noch so weit denken, dass ich meine verschiedenen Zukünfte vor mir sehen konnte: Als Pflegefall bei Carmen, tot, als Insasse einer Anstalt für Behinderte, in der Behindertenwerkstatt, oder eben alleinlebend. Alleinlebend zu sein bedeutete nicht mehr als eine Chance. Es schien nicht sicher, dass ich es ertrüge, aber in die Klinik könnte ich ja immer noch, und dann eben auch wieder zurück in ein Zuhause, dass mich nicht sofort wieder all den krankmachenden Faktoren aussetzen würde.

Ich musste mich bloß von all dem verabschieden, was mein bisheriges Leben bot: Keine Angst vor wirtschaftlicher oder finanzieller Not; keine Angst vor dem Alleinsein; keine Angst vor gesellschaftlichem Ausschluss; keine Angst, niemanden zum Reden zu haben; keine Angst, vergessen zu werden; keine Angst,

in Einsamkeit und Verzweiflung ohne Begleitung zu sein; keine Angst, vergessen zu werden; keine Angst, ein unerkannter, unauffälliger Geist zu sein, der vielleicht irgendwann von einer Meute rüddiger Hunde auf der Straße zum Spaß und in der Dunkelheit ausgelacht, geschlagen, getreten und angespuckt und wenn nicht sofort dann doch mittels des seelischen Todes in den Selbstmord getrieben wird.

Ich hätte es wohl nie geschafft, mich diesen Ängsten zu stellen, wäre meine Wohnungsvermittlerin nicht ein Mensch mit Herz gewesen, und sie mir eine für meine Verhältnisse wunderschöne Wohnung angeboten hätte. Es war ja nun einmal nur die Wohnung, die ich haben würde. Ich habe nicht die Mengen von Menschen, nicht die Kraft zur Verfolgung meiner Interessen auf der Straße, nicht die Freiheit von Angst, die es mir erlaubt hätte, mein Zuhause draußen, in einer Kneipe, in der Arbeit oder bei Freunden zu finden, so dass mir ein Loch ohne Klo und Küche und Fenster zum Leben gereicht hätte, dass eben nicht mehr bietet als ein Bett im Lärm der nicht gerade zimperlichen, anonymen Nachbarn, deren Leben unter den beschriebenen Umständen abläuft. Ich brauche nette Menschen um mich herum, die nicht lautstark ihren kuriosen Meinungen Ausdruck verleihen, deren Alkoholismus ihre Persönlichkeit in die eines verhaltensgestörten Straßenkötters im Tierheim verwandelt hat, und außerdem bin ich lärmempfindlich, besonders wenn ich die Verursacher nicht mag oder Angst vor ihnen habe.

Es war die Verstrickung zwischen Carmen und mir, die unserer Beziehung den Garaus gemacht hat. Ich habe Gründe genannt, z.B. die dem Gesang der Sirenen

ähnliche Einfühlsamkeit, der Alkoholismus, das gesellschaftliche Image Behinderter, finanzielle Not, Geltungsbedürfnis u.s.w., aber eines ist doch von besonderer Bedeutung: So schlimm das auch alles gewesen sein mag, und so gut man daraus auch ableiten kann, wie schlecht es einem damit geht, es bleibt die Frage: Kann man davon zum Behinderten werden? Ist das Rechtfertigung genug für echte Krankheit? Bin ich durch meine Familie, meinen Vater, krank geworden? Habe ich das Recht, ihn als krank oder behindert in Bezug auf den emotionslosen Umgang mit mir zu bezeichnen? Bin ich behindert, dass ich damit nicht umgehen kann, oder sollte es tatsächlich so sein, dass niemand behindert oder krank ist, und es immer nur darauf ankommt, ob man in seinem Leben zurechtkommt oder nicht?

Was ist krank, behindert oder gesund und in glänzender Form? Ist ein Mensch ohne Arme und Beine, dem es aber mittels mystischer Kräfte gelingt, zu fliegen, in Einsteins Universum zu leben, als sei es ihm bekannt wie seine Frau, ein blinder Tenor, Wolfgang Schäuble, ein Tenor mit Kinderlähmung, eine Elfriede Jelinek, sind diese Menschen behindert, krank etc.? Ist mein Vater ohne Behinderung, weil er einen Weg gefunden hat, im Leben zurechtkommen, wie die o.G.? Müssten dann die o.G. nicht auch nicht behindert sein, denn sie kommen ja in ihrem Leben zurecht? Nennen wir Menschen krank und behindert, weil ihnen gegenüber Gesunden etwas fehlt, oder nennen wir sie gesund, weil sie zurechtkommen?

An der Definition für psychische Krankheit, so wie ich sie aufgeschnappt oder erfühlt habe, sie drücke sich im Leid aus, kann schon etwas dran sein. Wenn man sich in seinem Leid oder dessen Stärke nicht in dem anderer

mehr wiederfinden kann, ist man krank. Selbst im Krankenhaus, wo man viele Leidensgenossen hat, bleibt das so bestehen. Doch eins ist gewiss: Leid ist in seiner Definition offensichtlich von seiner Relation abhängig. Eine offizielle Definition von Leid beinhaltet nicht die individuelle Leidensempfindung des Einzelnen, konkreten Falles. Wieder einmal sind es die körperlich Kranken, die ihr Leiden objektivieren können. Ein Röntgenbild und andere Datenblätter machen das Leid definitiv.

Man nehme die Mehrzahl der alkoholkranken Menschen, all die unentdeckten Fälle. Sie kommen in der Regel genau so gut bis besser in der Gesellschaft zurecht – ihr Alkoholkonsum wird wie ein Kavaliersdelikt belächelt. Ihr Leben verläuft in leicht chaotischeren Bahnen wie das anderer, aber ihre Gemütlichkeit ist sprichwörtlich. Abgestorbene Gehirnzellen werden über die Jahre mit der Verfestigung (Verknöcherung) der Kenntnisse ihres Paradigmas kompensiert (Heinrich). Ihre pädagogische Wirkung auf die Umwelt lässt gemäß des mit zunehmender Debilisierung weniger ernstzunehmenden Geistes nach, was aber auch oft mit dem Alter begründet wird.

Jeder Kulturkreis hat seine Drogen. Nur Außenstehende grübeln über deren Einfluss auf die gesellschaftliche Ordnung und Entwicklung nach. In Südamerika steht die soziale Evolution unter Koka, die Industrienationen finden ihren Weg unter Alkohol, Osteuropa und Russland kämen auch nicht auf die Idee, nüchtern Verhandlungsergebnisse zu erzielen, Ostasien glaubt an die Macht der Arbeit und der virtuellen Welt, Aborigines halten sich in Traumwelten auf, und Afrikaner liefern sich der Macht von Patriarchen und Diktatoren (egal,

welcher Regierungsform) aus und glauben, ohne diese Götter kein Ziel zu haben. Es ist das benebelte Bewusstsein, die Abgabe der Verantwortung, so scheint es, die das Leben erst erträglich, ja nett macht. Es ist eine Freude sich auf diese einfache Weise dem Kollektiv anschließen zu dürfen. Alles, was dem Gemeinschaftsgefühl dient, sei es die Musik und deren Lautstärke, vergleichbarer Besitz, Drogenkonsum, Religion, Arbeitshaltung, Ziele und Ideale, ist willkommen und eint die Menschen in ihrem Bedürfnis, nicht allein zu sein, Teil des ganzen zu sein, teil zu nehmen.

Dem Behinderten, dem sog. Kranken, verschließen sich viele dieser einenden Faktoren, Anliegen, Aktionen und Tätigkeiten. Gesunde Menschen stellen schnell fest, wenn jemand aufgrund körperlicher, geistiger oder seelischer Gründe nicht teilnehmen kann. Ob er nun arbeiten kann, eine Familie hat oder sich auf irgendeiner Ebene engagiert. Der (feucht-) fröhliche Abend, die ausschweifenden Unterhaltungen, die entspannte Gemeinsamkeit wird vom Behinderten gestört. Das Gefühl der Einigkeit, Einheit, Gleichheit wird durchsetzt von einer Unsicherheit im Verhalten. Niemand will irgendjemandem weh tun, und man sieht sich genötigt, etwas von der Andersartigkeit des Behinderten zu adaptieren. Der Gedanke, dass der Mandelkern aller in der Regel sehr ähnliche Gene aufweist, dass der Ohnhändige gerne zugreift, der Rolli gern lossprinten würde, der Blinde Bilder malen möchte und der psychisch Kranke gern Teil einer Gemeinschaft ist, darauf kommt nicht der gesunde Mensch, der es als Teil einer Gesellschaft gewohnt ist, dass seine Mitglieder alle

allen gemeinsamen Aktionen nachkommen können, wenn sie es denn wollten.

Mit Carmen konnte man nicht hingehen, wo es laut war. Sie fuhr auch nicht gern Motorrad. Jeder Mensch hat zu irgendwas keine Lust. Die Gemeinschaft aber sieht die *Möglichkeiten* des Einzelnen an. Die Vorstellung, etwas, das jedem gesunden Menschen möglich ist, nicht machen zu können, verursacht Unsicherheit, Grauen, Ablehnung und den Wunsch davon zu laufen. Jede andere Haltung kommt einem geistigen Manöver gleich. Der dauernde Umgang und die gemeinsame Reflektion mit anderen Menschen, die ähnliche Erfahrungen machen, führt dann zu einer professionellen Haltung. Daraus kann sich dann, selten aber möglich, auch ein persönliches, echtes und aufrichtiges Verhältnis zu einem Behinderten entwickeln. Das wäre die sich auf gesellschaftlicher Basis entwickelnde Definition, von krank und behindert.

Die Frau von Helmut Kohl hatte keine psychische Behinderung. Ihre Augenerkrankung hat ihr verboten, auf die Straße zu gehen. Der Wunsch nach einem Gemeinschaftsgefühl hat ihre Selbstmordgefährdung ergeben. Das Leid war zu groß. Sie fand keine Möglichkeit sich ihrer Krankheit/ Behinderung anzupassen und starb freiwillig.

Das mit körperlichem Leid einhergehende psychische Leid kann von solchem Ausmaß sein, dass es nicht schwer fällt, auch den Körper mit in die Definition des Menschen aufzunehmen. Ein Dreigestirn aus Körper, Geist und Seele also, untrennbar miteinander verbunden, und sich gegenseitig beeinflussend. Frau Kohls Zustand hätte sich schlagartig gebessert, wenn ihr das körperliche Leid genommen worden wäre. Dem psychisch Kranken geht es ähnlich, wenn der Zufall ihm die richtigen

Medikamente beschert, so dass zumindest die Symptome weg sind (Ich z.B. bin dieses Schicksals dann doch noch nach 15, 20 Jahren Krankheit teilhaftig geworden!).



Die körperlichen Behinderungen o.G. fallen bei der Gesellschaft und den Mitmenschen nicht weiter ins Gewicht, da diese Menschen nicht nur ihr Leben meistern, sondern auch beweisen, dass das aus ihrer Behinderung Fehlende sich an anderer Stelle als große Kraft niederschlägt, so wie bei dem Rollstuhlfahrer in der Wüste und dem an beiden Unterschenkeln Amputierten auf dem Mount Everest. Dies ist eine Aufgabe, die sich dem Behinderten hautnah und als eigenes Bedürfnis stellt: Wohin leite ich die mentalen Kräfte aus meinen fehlenden/ mutierten physischen Merkmalen. Auch die Leiden des psychisch Kranken haben ihre Entsprechung im Physischen, und sei es nur der veränderte Strom an Botenstoffen im Hirnorgan selbst.

Vielleicht ist es die transzendente Aufgabe der Behinderten, allen Menschen, einer Gesellschaft, einem Freundeskreis oder der Familie zu zeigen, was es mit Individualität auf sich hat. Die Uniformität, das Kennzeichen aller Gruppierungen, fordert jedem seiner Mitglieder eine enorme Anpassung ab, unter der viele seiner Fähigkeiten leiden. Wie schön wäre es, wenn innerhalb von Gruppierungen Menschen ganz verschiedener Geister, Interessen und Vorlieben wären – wenn einem jeden Menschen klar wäre, dass immer Überraschungen aus allen Ecken drohen, dass die Ungleichheit der Standard ist. Der Begriff Zivilcourage wäre von einer Selbstverständlichkeit, dass es keines

Wortes dafür bedürfte, und die Gemeinsamkeit wäre unter der Würde eines Bewusstseins, dass es nicht die Angst vor dem Ausschluss ist, die eine Anpassung motiviert, sondern der Wunsch nach Harmonie.

Unter solchen Menschen, die lieben können, ohne sich unter dem Druck der Gruppendynamik zu verdrehen, ohne den abwärts gerichteten Daumen der Macht auf sich zu spüren, ohne in Angst und Verzweiflung zu fallen, wenn sie sich materiell oder geistig nicht adaptieren können, ohne ihren Glauben und ihre Lebensphilosophie zu verleugnen – unter diesen Menschen können auch die Behinderten aller Couleur gut leben.

Eine solche Welt ist ein Traum, John Lennon besang es in „Imagine“. Sollte so eine Vision aber der Sinnhaftigkeit von Behinderungen dienen, und scheinen die Vorzüge einer solchen Menschheit nicht nur darin zu liegen, die Welt den Behinderten anzupassen, sondern dass diese auch, und zwar insbesondere, auf die Welt der gesunden Menschen vorteilhaft zu wirken, so wird klar, dass ein Verstecken von beliebiger Andersartigkeit/ Individualität genau so kontraproduktiv ist, wie die gesellschaftliche Desintegration insbesondere psychisch kranker Menschen.

Deren Individualität liegt im Geist, genau da, wo den Gesunden Alkohol und andere Gleichmacher die charakterlichen Fähigkeiten benebeln. Der Ersatz solcher Hilfsmittel anhand von Mut und Offenheit ist die Herausforderung, die alle Behinderungen, insbesondere die psychische, an jeden Menschen stellt. Der grüne Bereich, also der, in dem man Menschen noch nicht als krank sieht, ist dermaßen breit, dass der Unterschied zum roten eher fließend ist. Psychisch Krank zu sein ist weniger eine Frage des Arztes sondern viel mehr eine der

Liebe zum Nächsten. Es ist nicht wichtig, jemanden als krank oder gesund einzustufen, um ihm ein Mitgefühl entgegenzubringen. Der fröhliche Alkoholiker bedarf ebenso des liebevollen Miteinanders, wie der Geisteskranke in der Behindertenwerkstatt. Die Grundlagen des Umgangs sind dabei nur wenig verschieden, denn Menschen sind es beide.

Ich kann mich erinnern, wie ich mich als Jugendlicher gefühlt habe, wenn ich Behinderte, welcher Art auch immer, gesehen habe. Erschrockenes Wahrnehmen, Wunsch des Studierens, scheues Abwenden, die Angst, jemals so etwas zu haben und anschließender verbaler Austausch der Gefühle. So war das. Jetzt kenne ich auch die andere Seite, und ich genieße es sehr, wenn ich gerade mal in der Verfassung bin, so dass niemand darauf kommt, was ich habe.

Behindert bedeutet in der Regel, auf einem imaginären Notenspiegel fünf oder gar sechs bzw. mangelhaft und unbefriedigend zu liegen, buchstäblich genommen. Die Bezeichnung 'special people' aus dem amerikanischen hat für die Allgemeinheit wenig daran geändert. Die seelische Reife, die der Umgang mit den Behinderten forciert, bleibt nur Einigen vorbehalten, und diese wenigen bringen meistens eh schon eine gewisse Bereitschaft mit – Menschen eben mit dem leider abwertend gemeinten Helfersyndrom. Die allgemeine Menschenliebe, die sich dahinter verbirgt, sei sie auch analog zum Einfühlungsvermögen des psychisch Kranken, hat jedoch ein weit größeres Potential, unseren Planeten zu einem lebensfreundlichen Ort werden zu lassen, als das anhand wissenschaftlicher Forschungen im Rahmen der Psychologie entworfene Normbild vom

gesunden Menschen, das Narzissmus, Egoismus, Aggression, Geltungswahn, Geilheit, Gier und Beziehungslosigkeit erst salonfähig gemacht hat. So ein Normbild ist in seiner Abbildungsgenauigkeit ähnlich, als würde man einen Hund auf sein Interesse reduzieren, am Kot seiner Artgenossen herumzuzschnüffeln.

Das gesamte, langsam aber beständig gewachsene gesellschaftliche Werteparadigma aus Ethik und Moral ist damit demontiert. All die Erdung und Zentrierung der gesellschaftlichen Ordnung unseres Kulturkreises ist aufgehoben.

Ich bin kein islamistischer Aktivist. Ich kann aber deren Sichtweise in Bezug auf Amerika und die Industrienationen nachvollziehen. Der Geist, der aus unserer Lebensweise, soweit von den Medien verbreitet, spricht, ist mit Dämon nicht so schlecht bezeichnet. Der Fernseher, das Medium schlechthin – auch dort, wo man nicht einmal den Reis zum Abendbrot hat – vermittelt (öffentlich-rechtliche Sender mal verschonend) eine Sichtweise, die Menschen, die mangels Möglichkeiten, und das werden immer mehr (die Isolation wächst), eben genau das menschliche Normbild propagiert, von dem ich sprach. Mein plärendes Küchenradio verursacht mir auch meistens nur Ohrgeräusche. Die Kenntnisse der Werbepsychologen über die geheimen Wünsche und Sehnsüchte fließen in die Bilder ein. Auch Filme, Nachrichtenerstattung, eigentlich alles, unterliegt diesem psychologischen Diktat. Alles nur um der Quoten Willen, des Geldes wegen. Auch wenn sich die Menschen nicht so zeigen, der nicht gerade geringe Fernsehkonsum legt dem nicht reflektierenden Zuschauer nahe, alles herauszulassen, was er sonst fein säuberlich (zwecks

besseren Zusammenlebens) weggepackt hatte. „Bild´ Dir Deine Meinung“ u.ä. deuten auf die Mächte der Meinungsmache hin. Duffy fand dort seine philosophischen Grundlagen. Jede andere, differenziertere, weniger spektakuläre Sicht blieb seinem wenig sensiblen Auge verschlossen. Der Spaß war´s, der überhaupt motiviert hat, dem vom Vater vorgemachten, so machtvoll wirkenden Zeitungslesen nachzukommen. Eine Informiertheit, basierend auf Desinformation findet so ihre willigen Opfer zur geistigen Degeneration. Geteilte Desinformation erhebt Lügen auf den Status der Wahrheit. Geld ist der Motor, und Geld ist die Botschaft.

*

Ein weniger Fanatismus suggerierender Ausdruck besonderer Wahrnehmung findet sich in den Welten von Röttger Feldmanns „Werner“. Die Darstellung normaler Menschen, wie z.B. Meister Röhrich, die Bauingenieure, TÜV-Prüfer, die Krankenschwester, die Rocker (bes. d. Präsi) oder all die Menschen auf dem Markt sind derart herrlich überzeichnet, dass man sie nicht ablehnen kann. Wenn auch die Angesprochenen sich nicht unbedingt freuen würden, so gezeichnet zu werden, so ist es doch der Applaus, das wirklich fröhliche Lachen des Publikums, das sie versöhnen würde. Es ist unnachahmlich, diese Menschen so zu sehen. Feldmann geht weit über die Betrachtung eines normalen Menschen hinaus. Was ich als „einen Menschen in seiner Kindlichkeit zu sehen“ beschrieben habe, ist bei ihm das vollständige Heraussieben jeder Macht aus den einzelnen Charakteren. Was in der Realität Angst macht, zeigt er in traumhafter Nacktheit. Es tritt eine Hilflosigkeit gepaart

mit hysterischem Habitus an seine Stelle. Jede Autorität, alles was uns sonst in distanzierte Kadaverhaltung zwingt, nimmt er weg, und übrig bleiben liebenswerte, sehr individuelle Persönlichkeiten. Ohne Überfordern zu wollen ist mit etwas Willen zur Abstraktion in diesen Comics eine Welt wieder zu finden, wie sie meiner Vision ähnelt. Die Deutlichkeit und Ehrlichkeit der Individuen, die Kraft ihrer Gefühle und die Harmlosigkeit ihres Trachtens öffnen einen Raum für alle Möglichkeiten der Phantasie und Selbstverwirklichung des Menschen, die keinen ausschließen, außer er zieht nicht an diesem Strang, wie z.B. Günzelsen. Gut und Böse unterteilt sich auf der Grundlage menschlichen Gerechtigkeitsgefühls ohne belehrend oder rechthaberisch zu wirken. Das Menschsein steht im Vordergrund, Arbeit wird von der lustvollen Seite betrachtet. Das kann nicht schaden. Leider dürfen aber Ströme von Alkohol – dem Freizeitprinzip unserer Gesellschaft folgend – nicht fehlen.

Feldmanns Frechheiten sind von kindlich unbedarftem Niveau und bestechen genau so wie Aussprüche kleiner Kinder nach dem Motto: Kinder und Betrunkene sagen immer die Wahrheit.

*

Zudem ist heute Christi Himmelfahrt/ Vatertag. Der Tag also, an dem es Männern, sofern sie denn wahre Männer sein wollen, traditionell gestattet ist, im Vollrausch emotional aufgewühlt ihre intimsten Gedanken und Impulse in die Welt und die Kneipe hinaus zu grölen. In diesem Sinne möchte ich mich auf skurrile Weise in meinen Gedanken mitfeiern gesehen wissen.

* * *

Um die Fragen nach Behinderungen zu beantworten, sei gesagt, mein Vater hat keine und auch keine emotionale Behinderung. Er ist gegenüber anderen Menschen spätestens seit seinem Ruhestand vollkommen normal und offen. Nur bei mir fällt er in eine Haltung, die ich lange persönlich genommen habe, die mir größtes Kopfzerbrechen bereitet und bis hin zu zerreißen Spannungen in meiner Seele geführt hat.

Seit dem Eintritt in die Pubertät wurde seine Haltung mir gegenüber immer emotionsloser. Abgesehen von normalen Rivalitäten um die Liebe meiner Mutter fand und fand sich keine ausreichende Erklärung, bis ich ihn heute in einer gnädigen Stunde auf einmal vor meinem inneren Auge als kleinen Jungen vor seinem brüllenden, besoffenen und vielleicht vor Verzweiflung und Frustration um sich schlagenden Vater habe stehen sehen – emotional erstarrt und ohne Ausdruck - nur vom Wunsch gefangen, all das möge ohne Schaden an ihm vorüberziehen.

Wer weiß, wie oft dergleichen sich ereignete. Auf jeden Fall suchte sein Vater ihn später, als er so alt war, wie ich jetzt, in nächtlich widerkehrenden, die ganze Familie weckenden Alpträumen in Gestalt eines ihn unter Gebrüll jagenden Löwen heim.

Ich bin mir sicher, mein Vater war nicht in der Lage, es abzuwenden, mir gegenüber in diese Haltung zu verfallen. Das Erstarren, ich kenne das von mir selbst, kann man nicht bekämpfen. Er wird sich auch heute bestimmt nicht bewusst sein, wie es mir ihm gegenüber geht.

Abgesehen von der mich grausam überfordernden und nicht gerade positiv besetzten Rolle, in die mich sein Verhalten ebenfalls unbewusst und noch dazu empathisch gedrängt hat, kommt es einer Achtung gleich, einer Anerkennung meiner Männlichkeit und einem Respekt, wie er größer nicht sein kann (es handelte sich immerhin um seinen Vater), auch wenn das in dieser Art schon reichlich ungesund für mich war.

All die Angst, die ich empfinde, ist die Angst die mein Vater vor dem seinen empfand, mit dem er mich assoziierte. Die Angst vor mir selbst ist die vom Großvater seinem Sohn entgegengebrachte Entschuldigung für die Greuel seiner Erziehung. Ich, als die Projektion seines Vaters bringe ihm die so lange erwünschte Selbstbestätigung und Hinwendung, und vor mir selbst als mein Vater habe ich Angst vor dem seinen. Der Katalysator zur Verarbeitung seines Kindheitstraumas ist die (meine) kindliche Interpretation der Haltung meines Vaters, wie er sie von seinem erhalten hat.

Es ist schon seltsam, dass die Natur es so eingerichtet hat, dass sich erst die übernächsten Generationen besonders ähneln, und der alternde Mensch auf diese Weise ein zweites Mal mit den Prägungen der Kindheit konfrontiert wird, als solle er sich (es handelt sich schließlich um seine Kinder, die ihm diese Prüfung auferlegen!) ausgerechnet erst zum Schluss mit ihnen versöhnen, und damit die Weisheit erlangen, von der all die Jüngeren dementsprechend viel bräuchten.

*

Unter dem Blickwinkel der Liebenswürdigkeit meines Vaters erscheinen seine Pedanterie, Härte und Prinzipienreiterei in einem ganz anderen Licht. Seine gelebten Einstellung zeugen von einer weit höheren Verantwortlichkeit als die Heinrichs.

Dessen dogmatisierte Geselligkeit, Höflichkeit und Leichtigkeit, die auch der gesamte Dunstkreis mehr oder minder repräsentiert, errichtet all denen Zwänge, die dabei nicht mithalten können. Der Spaßzwang, ein Druck, der sich jeder Kritik entzieht, ist die Massenvernichtungswaffe der Lebensfreude. Diese traditionell gewachsene und jeder Reflektion den Wind aus den Segeln nehmende Eigenschaft besonders auch vieler erfolgreicher Menschen ist der definitiven, archaischen Bedeutung des Zähnezeigens unter den Affen gleichbedeutend. Ein Lachen, so wie wir es uns vorstellen, dass Herzlichkeit, Zugewandtheit und Liebenswürdigkeit transportieren soll, ist es nicht.

Von daher ist die Wirkung solchen Zähne- oder Zahnersatzzeigens auf die meisten Menschen, die solche Drohgebärden nicht kennen, verständlich. Die nur dem Geist sich erschließende, entsetzliche Kombination von Zuwendung und Bedrohung ist eine krankmachende Kontamination der Liebe mit psychischer Gewalt.

*

Der Mut meines Vaters hingegen, mit geradezu fatalistischer Selbstaufgabe sich nur seinem Verstand unterzuordnen, vermittelt zwar nicht unbedingt den Eindruck eines Kuschelbärs, aber es ist zumindest kein bewusstes geistiges Manöver dabei, womit für jeden offen die Möglichkeit besteht, sich gegen ihn zu wehren.

Das sich damit auch Vertrauen transportieren lässt, beweisen mir die häufigen Ansprachen seitens seiner Klienten, die sich auch nach Feierabend nicht scheuten, nach seiner Hilfe zu fragen.

Endlich kann ich das Gesicht meines Vaters lesen, das mir oft wie eine verächtlich wirkende Grimasse erschien: Es ist der Ausdruck kindlich-ängstlichen, freundlich-zugewandten, verschämten Flehens um die Wahrnehmung seiner selbst als einen geliebten Sohn. Dieses Gesicht ist sein Ausdruck größten Vertrauens und einer Hinwendung, wie sie aufrichtiger nicht sein kann.

Mein Gesicht ist ähnlich, und vor ein paar Tagen hatte ich beim Betrachten eines in meinen Augen bisher vor Arroganz nur so strotzenden Bildes von mir auf einmal eine Erscheinung: Ich sah mich darauf genau so, wie ich mich fühle.

* * * * *

